Jürgen Kuczynski

GESCHICHTE DES ALLTAGS DES DEUTSCHEN VOLKES

1

Jürgen Kuczynski

GESCHICHTE DES ALLTAGS DES DEUTSCHEN VOLKES

MIT EINEM ABSCHNITT
ÜBER ARBEIT
UND ARBEITSWERKZEUGE
VON WOLFGANG JACOBEIT

Studien 1 1600-1650

AKADEMIE-VERLAG · BERLIN
1980

Erschienen im Akademie-Verlag, DDR - 1080 Berlin, Leipziger Str. 3–4
Lektor: Ursula Hertel
© Akademie-Verlag 1980
Lizenznummer: 202 · 100/105/80
Herstellung: IV/2/14 VEB Druckerei »Gottfried Wilhelm Leibniz«, 4450 Gräfenhainichen · 5602
Einband und Schutzumschlag: Frank Geisler
Bestellnummer: 753 776 1 (6571/1) · LSV 0265
Printed in GDR
DDR 25,– M

Inhalt

Vorbemerkung *9*

Zweite Vorbemerkung *21*

Eine Apologia für diesen Band *35*

ERSTER TEIL
Hintergrund und „Große Welt“ *39*

KAPITEL 1
Um 1600 *41*

KAPITEL 2
Der Dreißigjährige Krieg *83*

ZWEITER TEIL
Der Alltag der Werktätigen *119*

ABSCHNITT I
Atmosphäre — Milieu *121*

KAPITEL 3
Die Angst *124*

EXKURS
Über „unehrliche“ Menschen und Berufe *145*

KAPITEL 4
Gewalt: Außerökonomischer Zwang *154*

ANHANG
Zum außerökonomischen Zwang (Gerhard Heitz) *210*

KAPITEL 5
Sicherheit *214*

ABSCHNITT II
Gemeinschaftsleben *225*

KAPITEL 6
Die Arbeit der Frau — die Familie *226*

KAPITEL 7
Genossenschaften *246*

EXKURS
Das Wirtshaus, die Linde – Freuden des Lebens *274*

ZURÜCK ZU KAPITEL 7
Genossenschaften *283*

ANHANG
Genossenschaften und Sozialstruktur (Gerhard Heitz) *303*

ABSCHNITT III
Grundbedürfnisse *309*

KAPITEL 8
Nahrung, Kleidung, Wohnung *309*
1. Nahrung *310*
2. Kleidung *324*
3. Wohnung und Hauseinrichtung *329*

ABSCHNITT IV
Arbeit und Arbeitswerkzeuge (Wolfgang Jacobeit) *342*
1. Bäuerlicher Alltag – Die Arbeit *342*
2. Handwerk – Erfahrung und Leistung *360*

Personenverzeichnis *374*

Die Überlegenheit des historischen Materialismus zeigt sich auch darin, daß seine Anhänger mit aller Unbefangenheit anerkennen, was die ideologische Geschichtsschreibung bei alledem noch leistet, während deren Bekenner nur – sagen wir milde – räsonieren und schelten können, wenn sie auf den historischen Materialismus zu sprechen kommen.

Franz Mehring,
Gesammelte Schriften, Bd. 8, S. 363

Vorbemerkung

Es gibt eine ganze Reihe Geschichten Deutschlands – einige vom feudalen Klassenstandpunkt geschrieben, einige vom bürgerlich-demokratischen, viele vom bourgeois-reaktionären und später imperialistischen, und ganz wenige bereits vom marxistischen Standpunkt.

Sie berichten vom jeweiligen Klassenstandpunkt ausführlich vor allem von politischen und militärischen Ereignissen, weniger von ökonomischen, obgleich doch die Ökonomie, die materielle Basis in letzter Instanz, wie Engels es formuliert, entscheidend ist.

Obgleich doch ... gegen diesen Teil des Satzes wandte ein Freund ein: „Du verwechselst eine Geschichte Europas mit einer Geschichte Deutschlands. Bei einer Geschichte Europas müßte man in der Tat der materiellen Basis viel mehr Raum widmen – aber bei der Geschichte eines einzelnen europäischen Landes muß man doch den Eigenheiten der Geschichte gerade dieses Landes besondere Aufmerksamkeit schenken, und diese Eigenheiten finden sich doch nicht in der ganz Europa im allgemeinen gemeinsamen materiellen Basis, sondern in der politischen und militärischen Geschichte."

Aber wenn auch natürlich ein Körnchen Wahrheit in diesem Einwand liegt, zeigt doch die Geschichte der materiellen Basis der verschiedenen Länder Europas so große Unterschiede, daß man ausführlich auf sie eingehen muß – schon weil ein Teil der politischen und militärischen Ereignisse sich gerade und nur aus den Unterschieden in der Entwicklung der materiellen Basis erklären läßt.

Darum bereitet unsere Geschichtsschreibung Deutschlands seit einiger Zeit auch mehr und mehr Raum der Wirtschaftsgeschichte. Das bedeutet allerdings noch nicht, daß die Fähigkeit des einzelnen Historikers zum interdisziplinären Denken entsprechend zunimmt. Man muß sehr scharf unterscheiden zwischen einem interdisziplinären Kollektiv, das die einzelnen Kapitel – etwa Basis, Innenpolitik, Außenpolitik, Kriegsgeschichte – unter sich aufteilt, und einem Kollektiv interdisziplinär gebildeter Spezialisten, von denen jeder jeden historischen Zeitabschnitt als Ganzen, also sowohl Basis, wie Innen- und Außenpolitik, wie Kriegsgeschichte behandeln kann und behandelt, wobei sich jeder aber Rat und Kritik vom anderen Spezialisten innerhalb des Kollektivs holt. Natürlich sollte man in einem Kollektiv, das für eine Geschichte Deutschlands verantwortlich ist, den Abschnitt gegen Ende der Industriellen Revolution und der Krise von 1857 bis zur Krise von 1873 von einem interdisziplinär gebildeten Kriegshistoriker schreiben lassen, weil diese Zeit voller Kriege ist, das Kollektiv interdisziplinär gebildeter Spezialisten aber würde ihn bei der Vorbereitung und später bei der Korrektur in der Behandlung der wirtschaftlichen, innen- und außenpolitischen Probleme unterstützen. Ebenso natürlich schiene es mir, daß ein interdisziplinär gebildeter Wirtschaftshistoriker die wichtigste Zeit der Industriellen Revolution, also das Kapitel von 1810 bis 1846, behandelt.

Mir scheint, daß unsere Geschichtsschreibung sich im letzten Jahrzehnt mehr und mehr in der Richtung auf eine interdisziplinäre Bearbeitung der Geschichte Deutschlands gerade auch in dem Sinne zubewegt, daß der einzelne Historiker sich stärker interdisziplinär bildet und dementsprechend interdisziplinär denkt. Selbstverständlich stehen wir erst am Anfang einer solchen Entwicklung, aber entscheidend ist, daß eine solche Richtung der Entwicklung mehr und mehr als notwendig erkannt wird. Die Bildung der Historiker wird vielseitiger und entsprechend auch ihre Fähigkeit zur Erfassung der historischen Realität.

Sehr viel weiter zurück sind wir noch im „Einbau" der kulturellen Entwicklung in die Geschichte eines Volkes. Nicht so sehr der Wissenschaft. Denn wir haben gerade in den letzten Jahren begriffen, welche Rolle die Naturwissenschaften als Produktivkraft, und wir haben eigentlich immer gewußt, welche Rolle die Gesellschaftswissenschaften als Herrschaftskraft spielen. Wohl aber ist es uns bisher nicht recht gelungen, die Schöne Literatur, die Musik und die Bildenden Künste in die Geschichte eines Volkes so einzuordnen, daß sie als mitformende Kräfte der Gesellschaft erscheinen; vielmehr werden sie zumeist als spezielle Leistungen dargestellt. Das führt dazu, daß die großen Kulturleistungen unseres Volkes – etwa das Werk Goethes – natürlich stets in einer Geschichte Deutschlands erwähnt werden, literarisch weniger wertvolle Werke aber, die einen weit größeren Beitrag zur Formung der Gesellschaft geleistet haben, wie etwa die Romane der Courths-Mahler, verschwiegen werden. Es ist durchaus verständlich, daß die bürgerliche Geschichtsschreibung sich des geringen gesellschaftsformenden Einflusses Goethes und des großen der Courths-Mahler schämt und darum sich auf die Größe der künstlerischen Leistung konzentriert. Das sollte aber kein Grund für uns sein, ebenso vorzugehen. Sicherlich wird die Geschichtsschreibung in zweihundert Jahren feststellen können, daß das, was einzig groß an Goethe war, auch in der sozialistischen Gesellschaft noch die Menschen mitformte, während die Courths-Mahler völlig einflußlos geworden war. Aber für die Geschichte des kapitalistischen Deutschlands spielte zweifellos die Courths-Mahler eine weit größere Rolle, weil sie, im Gegensatz zu Goethe, die Massen ergriff ... zu ihrer Täuschung über den Charakter der Gesellschaft, in der sie lebten, ganz wesentlich beitrug und sie so „gefügiger" machte. In diesem Zusammenhang sollte man auch an die Rolle der so häufig kitschigen Genremalerei denken.

Werden aber in den Geschichten Deutschlands wenigstens die kulturellen Leistungen als solche noch erwähnt (wenn auch nicht „eingebaut"), so fehlt in praktisch allen eine konkrete Geschichte der deutschen Werktätigen.

Selbstverständlich ist es nicht verwunderlich, daß die herrschenden Klassen vor allem von sich berichten bzw. berichten lassen. Die Sklavenhalter von sich und nicht von den Sklaven, die Feudalherren von sich und nicht von den Bauern, die Kapitalisten von sich und nicht von den Arbeitern.

Und das ist nicht nur vom Klassenstandpunkt aus zu verstehen, sondern ist bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch in gewisser (!) Weise objektiv richtig so. Denn die verschiedenen Klassengesellschaften werden ja eben von den herrschenden Klassen schöpferisch geformt. Die Gedanken der herrschenden Klasse sind die in der Gesellschaft herrschenden Gedanken.[1] Wenn wir von einer Sklavenhalter- oder von einer kapitalistischen Gesellschaft sprechen, dann nennen wir diese Gesellschaftsordnungen ja mit Recht nach der jeweils herrschenden Klasse.

[1] Vgl. dazu „Die deutsche Ideologie". *Marx/Engels*, Werke, Bd. 3, Berlin 1958, S. 46.

Es sind die herrschenden Klassen, die das schöpferische Element in der Gestaltung der Gesellschaft darstellen, den Fortschritt in Politik, Wissenschaft, Kunst usw. bringen. Engels sagt darum:

„Es ist klar: solange die menschliche Arbeit noch so wenig produktiv war, daß sie nur wenig Überschuß über die notwendigen Lebensmittel hinaus lieferte, war Steigerung der Produktivkräfte, Ausdehnung des Verkehrs, Entwicklung von Staat und Recht, Begründung von Kunst und Wissenschaft nur möglich vermittelst einer gesteigerten Arbeitsteilung, die zu ihrer Grundlage haben mußte die große Arbeitsteilung zwischen den die einfache Handarbeit besorgenden Massen und den die Leitung der Arbeit, den Handel, die Staatsgeschäfte, und späterhin die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft betreibenden wenigen Bevorrechteten. ...

Fügen wir bei dieser Gelegenheit hinzu, daß alle bisherigen geschichtlichen Gegensätze von ausbeutenden und ausgebeuteten, herrschenden und unterdrückten Klassen ihre Erklärung finden in derselben verhältnismäßig unentwickelten Produktivität der menschlichen Arbeit. Solange die wirklich arbeitende Bevölkerung von ihrer notwendigen Arbeit so sehr in Anspruch genommen wird, daß ihr keine Zeit zur Besorgung der gemeinsamen Geschäfte der Gesellschaft – Arbeitsteilung, Staatsgeschäfte, Rechtsangelegenheiten, Kunst, Wissenschaft etc. – übrigbleibt, solange mußte stets eine besondre Klasse bestehn, die, von der wirklichen Arbeit befreit, diese Angelegenheiten besorgte; wobei sie denn nie verfehlte, den arbeitenden Massen zu ihrem eignen Vorteil mehr und mehr Arbeitslast aufzubürden."[2]

Und auch in den großen Revolutionen sind die zur Herrschaft drängenden Minderheiten-Klassen das schöpferische Element, nicht die Massen des Volkes, ohne deren Hilfe diese Klassen aber niemals zur Macht kommen könnten. Darum formuliert auch Lenin ganz eindeutig und klar selbst noch betreffend die Große Französische Revolution von 1789, in der doch der Klassenkampf der Bauern eine so große Rolle spielte: „In den bürgerlichen Revolutionen bestand die Hauptaufgabe der werktätigen Massen in der Durchführung der negativen oder zerstörenden Arbeit, den Feudalismus, die Monarchie, die **Mittelalterlichkeit zu vernichten.** ***Die positive oder schöpferische Arbeit, die neue Gesellschaft zu organisieren, besorgte die besitzende, bürgerliche Minderheit der Bevölkerung.*** Und sie löste diese Aufgabe trotz des Widerstands der Arbeiter und der armen Bauern verhältnismäßig leicht, nicht nur deshalb, weil der Widerstand der vom Kapital ausgebeuteten Massen damals infolge ihrer Zersplitterung und mangelnden Entwicklung äußerst schwach war, sondern auch deshalb, weil die grundlegende organisierende Kraft in der anarchisch aufgebauten kapitalistischen Gesellschaft der elementar in die Breite und Tiefe wachsende nationale und internationale Markt ist."[3]

Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt hier eine Änderung einzutreten. Zum ersten Male beginnt eine Klasse zur Macht zu drängen, die nicht eine kleine Minderheit des Volkes, sondern gewaltige Massen, Millionen, umfaßt. Darum sagt auch Engels, an der zitierten Stelle fortfahrend: „Erst die durch die große Industrie erreichte ungeheure Steigerung der Produktivkräfte erlaubt, die Arbeit auf alle Gesellschaftsmitglieder ohne Ausnahme zu verteilen und dadurch die Arbeitszeit eines jeden so zu beschränken, daß für alle hinreichend freie Zeit bleibt, um sich an den allgemeinen Angelegenheiten der

[2] „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft", in: *Marx/Engels,* Werke, Bd. 20, Berlin 1962, S. 168f.

[3] *W. I. Lenin,* Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht, in: Werke, Bd. 27, Berlin 1960, S. 230f. (meine Hervorhebungen).

Gesellschaft – theoretischen wie praktischen – zu beteiligen. Erst jetzt also ist jede herrschende und ausbeutende Klasse überflüssig, ja ein Hindernis der gesellschaftlichen Entwicklung geworden, und erst jetzt auch wird sie unerbittlich beseitigt werden, mag sie auch noch sosehr im Besitz der ‚unmittelbaren Gewalt' sein."

Und nach dem großartigen Vorspiel der Commune in Frankreich folgt die Oktoberrevolution 1917, von der Lenin, sie in dieser Beziehung in schärfsten Gegensatz zur Großen Französischen Revolution stellend, anschließend an das zuvor Zitierte bemerkt (meine Hervorhebungen): „Umgekehrt ist *die Hauptaufgabe des Proletariats und der von ihm geführten armen Bauernschaft in jeder sozialistischen Revolution* – also auch in der von uns am 25. Oktober 1917 begonnenen sozialistischen Revolution in Rußland – *die positive oder auch schöpferische Arbeit,* die darin besteht, ein außerordentlich kompliziertes und feines Netz von neuen organisatorischen Beziehungen herzustellen, die die planmäßige Produktion und Verteilung der Produkte erfassen, wie sie für die Existenz von Dutzenden Millionen Menschen notwendig sind. Eine solche Revolution kann nur bei *selbständigem historischem Schöpfertum der Mehrheit der Bevölkerung, vor allem der Mehrheit der Werktätigen, erfolgreich verwirklicht werden.* Nur wenn *das Proletariat und die arme Bauernschaft* genügend *Bewußtheit, Überzeugungskraft, Selbstaufopferung und Beharrlichkeit* aufbringen, wird der Sieg der sozialistischen Revolution gesichert sein."

Aber ganz falsch wäre es zu glauben, daß es die herrschenden Klassen sind, die von sich aus den Fortschritt in der Geschichte bringen, die sie fortschreitend bewegen. Die große Rolle des Motors spielen, wie Marx und Engels vor allem, aber vor ihnen schon die großen französischen Historiker der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts – Mignet und Michelet, Thiers und Guizot und Thierry – gezeigt haben, die Klassenkämpfe. Die Klassenkämpfe sind das bewegende Element der Geschichte der Menschheit.

Darum widmen die marxistischen Historiker den Klassenkämpfen in der Geschichte auch besondere Aufmerksamkeit, zumal die genannten französischen Historiker meinten, die Klassenkämpfe hätten mit der bürgerlichen Gesellschaft ihr historisches Ziel erreicht, seien überflüssig geworden, und da die bourgeoise Geschichtsschreibung nach ihnen im allgemeinen, schon zum Selbstschutz, zur Apologetik ihrer eigenen Gesellschaftsordnung überhaupt auf den Klassenkampf als entscheidendes Element der historischen Bewegung zu verzichten suchte.

Es sind vor allem und in erster Linie die Klassenkämpfe, die die herrschenden Klassen zu ihrer schöpferischen Aktivität veranlassen. Das Drängen der Unterdrückten nach mehr Freiheit zwingt die herrschenden Klassen zur Selbstbesinnung und Rechtfertigung ihrer Position ebenso wie zur Erfindung immer neuer Wege der Manipulation der Unterdrückten. So entwickeln sich Gesellschaftswissenschaften und Künste. Das Drängen der Unterdrückten nach (mehr) Anteil am Mehrprodukt zwingt die herrschenden Klassen auch zu immer besserer Meisterung der Natur, zur Entwicklung der Naturwissenschaften und Technik, um die Produktivität der Arbeit zu steigern und so das Mehrprodukt zu erhöhen.

Auch auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung der Klassenkämpfe müssen wir Marxisten noch große Fortschritte machen. Wenn wir die Schilderungen der Klassenkämpfe, insbesondere im Frankreich der Mitte des vorigen Jahrhunderts, analysieren, die uns Marx geschenkt hat, dann beobachten wir, wie sorgfältig er die Taktik und Strategie aller an den Klassenkämpfen beteiligten Klassen und Schichten untersucht. In den

Klassenkämpfen, wie wir sie schildern, wird jedoch noch vielfach die ganze Aufmerksamkeit auf die Seite der Unterdrückten konzentriert, so daß es auf dem Schlachtfeld gewissermaßen nur eine Klasse zu geben scheint, die kämpft. Wie aber sollen ihre Taktik und Strategie richtig verstanden werden können, wenn die ihrer Feinde nur oberflächlich, falls überhaupt, dargestellt wird?

Vor allem wird aber keine Verbindung zwischen den Klassenkämpfen und ihrem Druck auf die schöpferische Aktivität der herrschenden Klassen hergestellt, so daß die zahlreichen Niederlagen der Unterdrückten gewissermaßen als negative Erscheinungen in die Geschichte eingehen, obgleich doch die herrschenden Klassen oft auch aus den siegreich für sie ausgehenden Klassenschlachten wichtige, für den Fortschritt wesentliche Folgerungen zogen, ihre Siege schöpferisch analysierten. Und wenn sie das nicht taten bzw. die falschen Schlußfolgerungen zogen, dann konnten solche Siege – wie etwa im deutschen Bauernkrieg von 1525 – schwerwiegende Folgen nicht nur für die Verlierer im Klassenkampf, sondern für die Gesellschaft als Ganzes haben.

Auch wird so oft nicht beachtet, daß es gewissermaßen zwei Arten von Klassenkämpfen gibt: die großen Schlachten und den alltäglichen Kampf. Unsere marxistische Geschichtsschreibung konzentriert sich im Grunde auf die großen Schlachten (die sie dann noch, wie soeben bemerkt, einseitig analysiert). Aber vom täglichen Klassenkampf, sei es durch widerwillige Arbeit und kleine Zerstörungen an einzelnen Produktionsmitteln durch Sklaven, sei es durch relativ verminderte Produktivität bei Ableistung der feudalen Arbeitsrente im Vergleich zur Arbeit auf dem „eigenen" Feld, ist kaum etwas in unseren Geschichtsbüchern zu lesen. Es ist gewissermaßen nur von den Fest- oder Trauertagen der Unterdrückten die Rede, von großen Klassenkämpfen. Der Alltag des Klassenkämpfers wird ungenügend beachtet.

Und damit kommen wir zu der weiter oben gemachten Feststellung zurück. Es fehlt uns noch an einer Geschichte des deutschen Volkes, der deutschen Werktätigen, so wie es übrigens allen Ländern bisher an einer zusammenhängenden Geschichte ihres Volkes fehlt. Schon bei der Betrachtung, wie von Marxisten die Klassenkämpfe behandelt werden – die bourgeoisen Historiker vermeiden heute möglichst, sie überhaupt zu erwähnen –, zeigt sich das: Der Alltag der Klassenkämpfe fällt unter den Tisch. Aber nicht nur der Alltag der Klassenkämpfe, überhaupt der Alltag des Volkes wird nicht geschildert. Insbesondere nicht der Alltag der Bauern, die mit der Landarmut bis in das 19. Jahrhundert hinein die überwältigende Mehrheit des Volkes ausmachten.

Eine Besprechung des vierten Bandes der „Geschichte des ländlichen Frankreich" (Histoire de la France rurale) von Michel Gervais, Marcel Jollivet und Yves Tavernier in The Times Literary Supplement vom 3. Februar 1978 beginnt so:

„Wie der Alphabetismus, wie das Lesen und Schreiben, so ist auch die Geschichtsschreibung eine Kunst der Stadt. Es ist nicht erstaunlich, daß diese das tägliche Leben, den Brauch des Volkes und alles andere jenseits ihres direkten Interessenkreises vernachlässigt hat. Das Leben auf dem Lande konnte als Hintergrund dienen, mit seinen gesichtslosen Einwohnern, die barbarisch und ereignislos, routinemäßig dahinlebten. Zivilisation war städtisch, genau wie Bürgertum und bürgerliches Verhalten (citizenship and civility); entsprechend auch Politik, die Angelegenheiten der Polis, um die es ja in der Geschichte ging. Die Berichterstattung über Menschen, die sich in Aktion bewegten, ignorierte den überwältigenden Teil der Menschheit. La Bruyères Erstaunen darüber, daß die dunklen wilden Tiere, die die Erde aufrissen, ein menschliches Antlitz hatten, war nur zum Teil vorgetäuscht. Edle Wilde jenseits des Ozeans konnten die

Phantasie erregen; wirkliche Wilde näher zu Hause erregten Abscheu oder Furcht oder Mitleid.

Es dauerte lange, bis hier eine Wandlung eintrat. Romantische Historiker behandelten ‚das Volk' unter dem Gesichtspunkt des Stadtvolkes. Selbst Michelet, der versuchte weiterzusehen, gestand, daß das Landvolk ihm fremd blieb. Die Armen in der Stadt imitierten die besser Gestellten, trugen ihre abgelegte Kleidung, sprachen (oder versuchten zu sprechen) ihre Sprache. Die Bauern lebten in anderen Kulturen, auf andere Weise, wie es schien. Ihre Sprache war anders – noch im späten 19. Jahrhundert konnte ein Reisender sich nahe Limoges, keine 300 Meilen von Paris, nicht verständlich machen. Und die Bauern schrieben auch nicht. Berichte über die Lebensweise des Bauern sind, soweit sie existieren, aus zweiter Hand: Beamte, Publizisten, Priester, Entdecker, Touristen und aus der Stadt Verbannte sprechen von ihnen und bisweilen auch für sie. Der schreibende Bauer hörte auf, ein Bauer zu sein, sprach eine andere Sprache, gebrauchte eine andere Kultur mit dem Eifer des Konvertiten, verachtete oder vergaß seine eigene. Die Dokumente, mit denen traditionelle Historiker arbeiteten, fehlten.

In Frankreich, wo die meisten Einwohner auf dem Lande oder ihm ganz nahe lebten, kümmerten sich nur wenige um Art und Sinn ihres Lebens."

Und das, was hier über Frankreich gesagt wird, gilt mehr oder weniger für alle Länder zumindest Westeuropas. Was Deutschland betrifft, so gab es zwar schon seit Ende des 18. Jahrhunderts, seit Justus Möser über Immermann und Wilhelm Riehl, Jeremias Gotthelf, Karl Lamprecht bis zu Wolfgang Steinitz in unserer Zeit immer wieder gelegentlich Interessierte – nicht Historiker! – am Alltag des Bauernlebens in Deutschland, aber von systematischer Forschung kann, wenn wir von Einzelaspekten wie Sprüchen, uns heute merkwürdig erscheinenden Bräuchen usw. absehen, auch in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg kaum die Rede sein.

Es gibt jedoch heute eine Schule französischer Historiker, gegenwärtig unter Führung von Fernand Braudel, die sich seit Jahrzehnten mit dem Alltag des Volkes in der ferneren (!) Vergangenheit in umfassenden ebenso wie in thematisch oder lokal eng beschränkten Studien befaßt. Manche ihrer Werke wie Braudels Civilisation matérielle et capitalisme (XVe – XVIIIe siècle) (1967) erfordern ein immenses interdisziplinäres Wissen und realistische Phantasie für die Darstellung, andere erfordern ein jahrelanges penibles Studium der Akten und Erzählungen, der Kirchenbücher und materiellen Überreste (seien es Hausutensilien oder Kleider oder Gebäude) eines Dorfes oder Stadtteiles. Ihr Ziel aber ist stets, das Alltagsleben des Volkes oder bestimmter Klassen bzw. Schichten zu erfassen: Was die Menschen gegessen haben, wie sie sich gekleidet haben, wie sie gewohnt haben, was sie am Alltag gedacht, wie sie gearbeitet, wann sie geruht und geschlafen haben, wie es war, wenn sie krank wurden, in welche Kreise sie heirateten, ob sie von Ort zu Ort wanderten oder permanent ansässig blieben, wie das Verhältnis der Kinder zu den Eltern war, was mit den alten Menschen geschah, usw. Es geht diesen Historikern wirklich um das Alltagsleben der Menschen. Sie knüpfen damit an Konzeptionen französischer Historiker und Geschichtsphilosophen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (ja zum Teil La Bruyères) und der schottischen der gleichen Zeit an; sie sind in gewisser Weise auch Nachfolger der Verfasser der internationalen Reiseliteratur der letzten fünf Jahrhunderte, die sich stets, teils oberflächlich, teils aber auch tiefer schürfend, mit dem täglichen Leben der Menschen in „fernen Ländern" beschäftigt hat. Eine gründliche Auswertung dieser Reiseliteratur für das Alltagsleben steht noch aus.

Merkwürdig, wie anders und fortschrittlicher oft zumindest die Blickrichtung der gebildeten Reisenden in ferne Länder als das Interesse der Historiker für das eigene Volk.

Einige Zusammenhänge werden wir als Marxisten anders als die Braudel-Schule sehen, aber nicht sehr viele. Das für unsere Gegenwart Entscheidende ist, daß diese Historiker den Alltag des Volkes studieren, wenn auch „natürlich" nicht in der Gegenwart.

Solange wir ihnen nicht in der Blickrichtung folgen, werden wir keine wirkliche Geschichte des deutschen Volkes schreiben können. Und es wird viele Jahre dauern, bis wir genügend Material haben. Gehen wir zu Zwecken der Materialsammlung in unsere Museen, dann werden wir dort Festtrachten der reichen Bauern aus der Feudalzeit finden, aber keine Alltagskleidung, wir werden auch Einrichtungen aus den Häusern reicher Bauern finden, aber kein Stroh, auf dem so viele andere schlafen mußten. Lesen wir die Akten, dann finden wir wohl, was die Bauern an Naturalien (oder Geld oder direkter Arbeit) abgeben mußten, aber nicht, was sie selber aßen und wie sie es zubereiteten. Wie denken Menschen, die in der Kirche die Messe in einer Sprache hören, die sie nicht verstehen?

Viel mehr wissen wir bereits, all solche Dinge betreffend, über das Alltagsleben der Arbeiter im 19. Jahrhundert und später im Kapitalismus, obgleich noch unendlich viel mehr zu finden ist, wenn unsere Historiker ihre Forschung in diese Richtung orientieren. Aber selbst von dem nicht so Wenigen, was wir wissen, findet sich kaum eine Notiz in unseren Geschichtsbüchern. Natürlich gibt es Spezialarbeiten (mehr noch in der BRD als bei uns) dazu – der Hauptteil der Geschichte des deutschen Volkes, der Alltag der Werktätigen, in einige Spezialarbeiten verdrängt! was für ein merkwürdiger Zustand der Geschichtsforschung in einem sozialistischen Land!

Ein alter Wissenschaftler wäre heute nur in der Lage, wieder eine Spezialarbeit auf Grund von Archivstudien, sei es für eine bestimmte Gegend, vielleicht ein Dorf oder eine kleine Landstadt, sei es über ein bestimmtes Problem, wie etwa das Heiratsalter von Gesellen und die Schichten, aus denen ihre Frauen kommen, zu machen. Das, worauf es mir aber ankommt, wäre damit nicht erreicht. Zwar sind solche Spezialstudien heute absolut notwendig, sind eine absolute Voraussetzung für eine wirklich gründliche Geschichte des Alltags des Deutschen Volkes. Aber kann ein alter Wissenschaftler nicht heute schon etwas Nützlicheres leisten, kann er nicht vielleicht heute schon, wo wir so dringend eine Alltagsgeschichte brauchen und nicht dreißig Jahre warten wollen, bis wenigstens für die Zeit seit dem Bauernkrieg, dem ersten Akt der bürgerlichen Revolution, genügend Material von Hunderten junger Forscher gesammelt worden ist, auf Grund gar mancher schon vorhandener Tatsachenzusammenstellungen und Einzelforschungen einen Gesamtüberblick über einzelne Aspekte des Alltags geben, besonders auffallende Lücken auch gelegentlich anzeigen, aus langer Forschungserfahrung die Aufmerksamkeit auf manche Zustände lenken und unter Benutzung ungenügend gewerteten, schon bekannten Materials Bausteine zu einer Geschichte des Alltags des deutschen Volkes liefern? – unter Ausschluß des Alltags der winzigen Minderheit der Herrschenden, über die so vieles, einschließlich der Verdauung und der Sexualaktivitäten ihrer Hauptvertreter, bekannt, allzubekannt ist.

Diesem Ziel sind die folgenden Bände gewidmet.

112 Berlin-Weißensee
Parkstraße 94

Jürgen Kuczynski

Post Skriptum:

Die Problematik der Rolle der herrschenden und unterdrückten Klassen als Träger des Fortschritts hat während der letzten Jahrzehnte in der Diskussion der marxistischen Historiker und Philosophen zu manchem Meinungsstreit geführt.[4] Die Äußerungen der Klassiker dazu sind eindeutig, und wenn die neueren Forschungen nach Ansicht einiger Historiker hie und da Ausnahmen gezeigt haben sollten, so muß man den Ursachen dieser Ausnahmen nachgehen und sie erklären, aber man muß endlich der vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten entwickelten „Lehre" entgegentreten: „Die Volksmassen waren die eigentlich schöpferischen Kräfte in der Geschichte." Auch scheint mir der „Ausweg" vor den Äußerungen etwa Lenins über die „negative und zerstörende Arbeit" der werktätigen Massen „in den bürgerlichen Revolutionen" (die ja ebensowenig eine theoretische Konstruktion sind wie die noch allgemeineren von Marx und Engels, sondern auf sehr genauem Studium der Realität der letzten 2500 Jahre beruhen), den einige Historiker heute suchen, wenn sie erklären, daß das in den vorbürgerlichen Revolutionen anders gewesen wäre, nicht gangbar. Sie kämen dann zu der Auffassung, daß die Rolle der werktätigen Massen in den vorbürgerlich-kapitalistischen Zeiten hinsichtlich der Schöpferkraft in der Geschichte größer gewesen wäre als etwa 1640 oder 1789.

Sehr interessant scheint mir jedoch eine Bemerkung von Hartmut Harnisch zu meinen Ausführungen in der vorangehenden Vorbemerkung. Er führt aus:

„Ich habe gewisse Bedenken hinsichtlich der Rolle der herrschenden Klasse als schöpferisches Element in der Gestaltung der Gesellschaft. Prinzipiell leuchtet mir das Gesagte vollkommen ein, aber in zwei Punkten möchte ich leise Bedenken anmelden, nicht zuletzt auch im Hinblick auf den wissenschaftlich weniger geschulten Leser.

1. Erfolgt im Feudalismus die Fortentwicklung der Produktivkräfte nicht überwiegend durch die stille Arbeit vieler unmittelbarer Produzenten und dringen diese Fortschritte dann nicht zunächst weitgehend unabhängig vom Willen der Feudalgewalten in die alltägliche Praxis ein? Beispielsweise wird man sich doch die Entstehung der Dreifelderwirtschaft als Folge der Arbeit der Bauern vorstellen dürfen und nicht als Ergebnis tiefen Nachdenkens mit anschließender Beschlußfassung zur Einführung eines Feudalherrn, etwa Karls des Großen, wie es oft so schön hieß. Es ist eine andere Frage, daß die Feudalität dann bald die Dreifelderwirtschaft als höchstentwickelte Form bei allen herrschaftlich gelenkten Siedlungsvorgängen anwenden ließ.

2. Bei meiner zweiten Bemerkung, mit der ich auf das eigentliche Problem abziele, kann ich bei der Dreifelderwirtschaft bleiben. Sie brachte eine bedeutende Steigerung des Mehrprodukts und muß in Europa nördlich der Alpen doch wohl als Voraussetzung und Grundlage der Entfaltung von Städtewesen und Bürgertum angesehen werden. Damit entstand die im Vergleich zur vorhergehenden Zeit gewaltige Ausweitung der Geldwirtschaft, und das wiederum brachte eine bis dahin ungekannte Intensivierung des Verwaltungsapparates, zuerst in den Städten, dann bei den großen Feudalgewalten. In der ‚Deutschen Ideologie' heißt es: ‚Mit der Stadt ist zugleich die Notwendigkeit der Administration, der Polizei, der Steuern usw. . . . gegeben.' (MEW, 3, S. 50), und noch wichtiger scheint mir die Bemerkung von Marx zu sein „. . . ganz wie mit der Entwick-

[4] Vgl. dazu meinen Artikel „Überlegungen über die Rolle der Werktätigen in der Geschichte", „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte", Jg. 1976, Heft IV, S. 163ff.

lung der bürgerlichen Gesellschaft die richterlichen und Verwaltungsfunktionen sich trennen von dem Grundeigentum, dessen Attribute sie in der Feudalzeit waren.' (MEW, 25, S. 401.) Daraus schließe ich (mit Freude und Erleichterung), wie weit Marx doch offenbar die ersten Anfänge von Keimformen der bürgerlichen Gesellschaft im Feudalismus zurückdatiert, denn in den deutschen Städten gab es schon im 13. Jht. in Geld entlohnte Funktionsträger der städtischen Verwaltung, in den werdenden Territorialstaaten kaum hundert Jahre später (auch wenn hier die Entlohnung teilweise noch in Naturalform geleistet wurde). Aber der bloße Lehnsempfänger als Träger der staatlichen Verwaltung begann eben in den Hintergrund zu treten.

Als Ergebnis der Darlegung von mehr oder weniger Gemeinplätzen nur dieses: ich kann zustimmen, daß die herrschende Feudalklasse die Gesellschaft schöpferisch gestaltete, aber wie die Feudalgesellschaft im zeitlichen Nacheinander bzw. im regionalen Nebeneinander konkret historisch tatsächlich aussah, inwieweit also die Feudalherrnklasse kulturschöpferische Leistungen selbst bringen bzw. inaugurieren konnte, das hing doch nicht zuletzt vom Umfang des abschöpfbaren Mehrprodukts ab, und hier waren der Entwicklungsstand der Produktivkräfte und schließlich auch die Ergebnisse von Klassenauseinandersetzungen entscheidend. Ich meine also, daß über das Zwischenglied der Fortentwicklung der Produktivkräfte, die man m. E. in allen Zweigen der Volkswirtschaft im Feudalismus ganz überwiegend als Sache der Ausgebeuteten ansehen muß, diese indirekt an den Fortschritten in Wissenschaft und Kultur beteiligt waren, und ich meine auch, daß das zur Vermeidung von Fehlurteilen beim weniger geschulten Leser zum Ausdruck kommen sollte."

Zunächst zum letzten Absatz: Er ist völlig richtig und entspricht ganz und gar meiner Auffassung, was die Bedeutung des Mehrprodukts für die schöpferische Rolle der Herrschenden betrifft. Er ist meiner Ansicht nach auch so, weil man gar nicht oft genug betonen kann, daß ohne das von den werktätigen Massen geschaffene Mehrprodukt, das sich die herrschenden Klassen aneignen, diese niemals in der Lage gewesen wären, der Bannerträger des Fortschritts in der Geschichte zu sein. In dieser Beziehung möchte ich sogar noch weiter gehen als Harnisch. Die Werktätigen waren vor dem Aufkommen der Arbeiterklasse (die natürlich nach ihrer vollen Entwicklung direkt am Fortschritt in der Geschichte beteiligt war und in den führenden kapitalistischen Ländern seit der Commune zum Bannerträger des Fortschritts geworden war) nicht nur „indirekt an den Fortschritten in Wissenschaft und Kultur beteiligt", sie waren vielmehr *die* indirekte Basis, auf der diese Fortschritte stattfanden.

Und nun zu dem so interessanten Problem der Dreifelderwirtschaft als schöpferischer Leistung. Wem verdanken wir sie, und wie wurde sie verbreitet?

Hören wir zunächst die klugen, aufschlußreichen und letztlich hilflosen Ausführungen von Krzymowski:

„Die alte Lehre, daß die Germanen schon damals Dreifelderwirtschaft oder wenigstens ein dreifelderwirtschaftsähnliches System befolgten, hat immer noch Anhänger. Eines ist jedenfalls sicher: Früher oder später, auf ein paar hundert Jahre kommt es uns zunächst nicht an, war in Deutschland, ebenso wie in vielen anderen europäischen Ländern, die Dreifelderwirtschaft die weitaus vorherrschende Betriebsform, und der Betrachtung dieses geschichtlich und praktisch so außerordentlich wichtigen Wirtschaftssystemes wollen wir uns deshalb etwas ausführlicher zuwenden.

Über das Alter der Dreifelderwirtschaft und deren geschichtlichen Ursprung sind

wir also, wie aus dem Gesagten hervorgeht, noch ganz im unklaren*. Die ältesten urkundlichen Nachrichten über die Dreifelderwirtschaft gehen wohl in die Zeit Karls des Großen zurück. Hoops** nennt eine Urkunde aus dem Jahre 765, welche bereits die Dreifelderwirtschaft erwähnt. Georg Hanssen gibt an, daß er die ältesten Hinweise auf das Dreifelderwirtschaftssystem im *Codex Laureshamensis* Nr. 622, der aus dem Jahre 771 stammt, gefunden habe. Beide Angaben, aus fast derselben Zeit herrührend, beweisen jedoch nur, daß damals schon Dreifelderwirtschaft existierte; wie lange sie aber vorher schon bestand, ob schon 100 Jahre oder vielleicht 500 Jahre vorher, darüber sind wir eben nur auf Vermutungen angewiesen. Einem Irrtum wollen wir gleich vorbeugen. Wenn auch die ältesten Nachrichten über die Dreifelderwirtschaft auf die Zeit Karls des Großen zurückgehen, so hat doch dieser Fürst selbst mit ihrer Einführung nichts zu tun. Es gab früher und gibt sogar noch jetzt Schriftsteller, die behaupten, Karl der Große habe in seinen Ländern Dreifelderwirtschaft eingeführt***. Aber diese Behauptung schwebt nicht allein vollständig in der Luft, sie läßt sich durch keinerlei geschichtliche Nachweise belegen, sondern sie ist auch für jeden, der die Dreifelderwirtschaft genauer kennt, direkt widersinnig. Ein so kunstvolles und genau den damaligen Zeitverhältnissen angepaßtes Wirtschaftssystem wie die Dreifelderwirtschaft ist auf jeden Fall etwas natürlich und allmählich Gewordenes und Gewachsenes und keine Einrichtung, die sich einfach durch gesetzgeberische Akte anbefehlen läßt. Wie wir gleich sehen werden, setzt die Dreifelderwirtschaft eine ganz bestimmte Einteilung der Dorfflur voraus; wie soll ich eine solche Einteilung anbefehlen, wenn sie sich nicht durch die Umstände, durch die geschichtlich wirkenden Faktoren von selbst ergibt? Und zu alledem kommt noch hinzu, daß die Dreifelderwirtschaft nicht allein in den Ländern Karls des Großen vorkam, sondern noch in weiten Gebieten Europas, welche nicht seinem Szepter unterstanden. Magerstedt, ein Schriftsteller, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Buch, betitelt ‚Bilder aus der römischen Landwirtschaft' verfaßte, bemerkt zu der Behauptung von der Entstehung der Dreifelderwirtschaft durch Karl den Großen in treffender Weise folgendes: ‚Alle Erfahrung spricht dafür, daß sich die Feldsysteme in einem freien Volke nicht so leicht einführen lassen wie in ein Buch, weder durch fremde Ankömmlinge noch durch kaiserliche Befehle. Wirtschaftssysteme und Feldordnungen sind Erzeugnisse der Völkerschaften, lokal verschieden, wie die Ackerwerkzeuge durch Einflüsse des Klimas und Bodens bedingt, mit den Sitten,

* *Georg von Below*, „Probleme der Wirtschaftsgeschichte", 1920 (Unterabschnitt: „Die Haupttatsachen der älteren deutschen Agrargeschichte") gibt wiederholt an (z. B. S. 71, 73), daß die Dreifelderwirtschaft im 8. Jahrhundert in Deutschland zur Einführung gelangt sei. Einen Beweis dafür bringt er jedoch nicht. In seiner späteren Schrift „Geschichte der deutschen Landwirtschaft des Mittelalters in ihren Grundzügen" (1937, S. 41) ist von Below aber vorsichtiger geworden und erwähnt nur, die ältesten urkundlichen Nachrichten über Dreifelderwirtschaft (nicht die Dreifelderwirtschaft selbst) stammten aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts.
Hoops (im Artikel „Ackerbau" in Hoops „Reallexikon der Germanischen Altertumskunde", 1911–1913) bemerkt, man müsse aus sprachlichen Gründen die Entstehung der Dreifelderwirtschaft auf die Zeit nach der Völkerwanderung verlegen.

** *Hoops* am eben angeführten Orte.

*** Das kann man lesen z. B. bei *Honcamp*, „Landwirtschaftliche Fütterungslehre und Futtermittelkunde", Stuttgart 1921, S. 1; bei *Erich Reicke*, „Im Kräftespiel deutschen Werdens. Leitlinien der deutschen Geschichte für den Unterricht an Berufsschulen". Berlin 1922, S. 18 und 19, auch in „Meyers Lexikon", 7. Auflage, 7. Band, 1927, dort unter dem Stichwort „Landwirtschaft" (Unterabteilung Geschichte der Landwirtschaft).

Bräuchen, Rechtsverhältnissen, ackerbaulichen Pflanzen, selbst mit dem Kulturzustande und der Volkszahl auf das engste zusammenhängend. Kein Herrscher des Abendlandes war je so mächtig, durch Befehle aus dem Palaste einem Volke, und einem großen Volke, ein Landbausystem vorzuschreiben oder wie der Gärtner das Pfropfreis auf den Stamm einimpfen zu können.'

Es ist von anderer Seite auch schon die Theorie aufgestellt und vertreten worden, die deutsche Dreifelderwirtschaft sei römischen Ursprungs, und römische Kolonisten hätten sie in Deutschland eingeführt. Aber diese Theorie ist wohl nichts weiter als eine Verlegenheitshypothese; irgend welche geschichtlichen Anhaltspunkte besitzt sie nicht. Ja, es ist noch die große Frage, ob denn die Römer selbst überhaupt die Dreifelderwirtschaft gekannt haben. Nach meiner Ansicht ist das bis jetzt in einleuchtender Weise noch nicht bewiesen worden."[5]

Und dazu noch eine ganz kurze Bemerkung von Abel: „Die ersten Nachrichten, die auf eine Dreifelderwirtschaft schließen lassen, stammen durchweg aus grundherrlicher Wirtschaft. Doch darf daraus nicht geschlossen werden, daß die Dreifelderwirtschaft sich auf den Weisungsbereich der Grundherrschaft beschränkte. Wir wissen nur nichts über ihre Verbreitung in nicht weisungsgebundenen Bauerndörfern."[6]

Es sieht so aus, als ob wir mit der Beantwortung der Frage der Dreifelderwirtschaft: wer hatte die schöpferische Idee und Leistung ihrer Einführung gehabt und wie wurde sie verbreitet? in einer völlig aussichtslosen Situation sind. Aber das ist in Wirklichkeit keineswegs der Fall.

Nehmen wir an, die Dreifelderwirtschaft sei wie die Gartenbaukunst aus der Römerzeit überkommen. Die Gartenbaukunst war in Rom selbstverständlich eine Leistung der herrschenden Klassen – ich sage selbstverständlich, weil bisher niemand zu anderen Forschungsresultaten gekommen ist –, und diese Leistung wurde in die deutsche Feudalzeit von den Mönchen übernommen, was ebenfalls, soweit ich sehe, von Wissenschaftlern unbestritten ist. Wenn die Dreifelderwirtschaft von den Römern übernommen worden sein sollte, dann ist der Weg über die Klöster, also einen Teil der herrschenden Kirche, sehr wahrscheinlich.

Wenn es Dreifelderwirtschaft schon bei den Germanen, also sagen wir im vorkarolingischen Reich, gegeben haben sollte, dann steht die Frage der schöpferischen Leistung als Werk der herrschenden oder der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen nicht, denn wenn es auch später unter den Merowingern nicht wenige Ausgebeutete und Unterdrückte gab, so war doch der Teil der Freien so groß, daß sie selbstverständlich zu schöpferischen Leistungen auf „ihrem Arbeitsgebiet", eben der Landwirtschaft, fähig waren. Waren doch die freien werktätigen Massen der Urgesellschaft selbstverständlich der Träger des Fortschritts gewesen! Wer hätte es sonst sein können?

Das heißt, wenn Abel mit Recht darauf hinweist, daß die ersten schriftlich überlieferten klaren und eindeutigen Nachrichten von der Dreifelderwirtschaft aus grundherrlichen Wirtschaften stammen, so spricht nichts dagegen, obwohl wir keine Beweise dafür haben, daß irgendein freier und begabt beobachtender Bauer, der mit seinen Siedlungsgenossen Zeit und Lust zu Experimenten hatte, zuerst auf die Idee der Dreifelderwirtschaft kam. Ja, es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß, wenn diese mögliche

[5] *R. Krzymowski,* Geschichte der deutschen Landwirtschaft, 2. Auflage Stuttgart 1951, S. 138f.

[6] *W. Abel,* Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, 2. Aufl. Stuttgart 1962, S. 38.

These der Wirklichkeit entspricht, die Dreifelderwirtschaft in gar nicht großen Zeitabständen an verschiedenen Orten von freien Bauern „erfunden" wurde.

Man darf doch auch nicht vergessen, welche Rolle begabte, über genügende Freizeit verfügende freie Handwerker (ich meine nicht als Teil der herrschenden Klassen im Hochfeudalismus bzw. der Renaissance, sondern) im schon seit 100 Jahre gesellschaftlich kapitalistisch lebenden England bei der Einführung der Großen Industriellen Revolution in England gespielt haben.

Sicherlich würden die Klassiker des Marxismus uns heute zustimmen, wenn wir zu den herrschenden Klassen noch für bestimmte Zeiten als Schöpfer des historischen Fortschritts hinzufügen würden diejenigen Schichten der werktätigen Massen, die nicht oder kaum ausgeplündert oder ausgebeutet wurden. Aber wie selten waren die Zeiten in der der Urgesellschaft folgenden Geschichte, in denen es sie in größerer Anzahl gab!

Was aber die Weiterverbreitung einer bereits in die Praxis eingeführten schöpferischen Leistung betrifft, so ist das eine ganz andere Frage. Ebenso wenig wie man bestreiten wird, daß die werktätigen Massen, die vor der Arbeiterklasse nicht zu schöpferischen Leistungen etwa auf dem Gebiet der Wissenschaft fähig waren, sondern diese den herrschenden Klassen überlassen mußten, durchaus fähig waren, stets und immer, echte oder angebliche wissenschaftliche Resultate – etwa die Wirkung von Heilkräutern oder die Unglücksprophezeihungen, die die Astronomen astrologisch aus einer bestimmten Sternekonstellation herauslasen – propagandistisch und praktisch weiter zu verbreiten, so waren sie natürlich auch fähig, neue Formen des landwirtschaftlichen Anbaus zu übernehmen und zu verbreiten. Gab es doch im Großteil der Feudalzeit nicht nur in neuen Gebieten siedelnde Bauern, die alte Erfahrungen mitnahmen, genau wie sie sich neue aneigneten, sondern auch den wandernden Gesellen ähnliche wandernde landwirtschaftliche Knechte.

Zweite Vorbemerkung

Es gibt einige Darstellungen, schon im 19. Jahrhundert, die sich mit der Geschichte des deutschen Volkes im Alltag zu beschäftigen bemühen. Die einst bekanntesten sind die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag, aus denen auch Marx in dem berühmten wirtschaftshistorischen Kapitel 24 des ersten Bandes des „Kapital" zitiert.[1] Noch heute sind sie nützlich, wenn auch nicht genutzt.

Und doch, wie ganz vom Standpunkt der herrschenden Klasse oder gar noch der zuvor herrschenden Klasse schreibt Freytag 1866 in der Einleitung zum ersten Band:

„Man versuche, sich in die Gefühle eines deutschen Gutsherrn zu denken, den ein Ahn seines Hauses mit starker Geisterhand in das Jahr 1560 zurückzieht. Statt des Hauses, das er sich jetzt in altdeutschem Stil, unter englischen Anlagen aufgeführt hat, würde ihn der alte Bau selbst umschließen, düster, geflickt, unwohnlich, entweder auf wasserarmer Höhe in scharfen Zug des Windes gesetzt, oder rings von übelriechendem Grabenschlamm umgeben. Zwar hat schon die dritte Generation vor jener Zeit trübe Scheiben in die kleinen Fenster gefügt,* und große Kachelöfen, die mit Holzkloben aus dem nahen Walde genährt werden, halten die Winterkälte von dem Wohnzimmer ab. Aber der Raum ist enge, denn noch gilt es, ihn bei Gelegenheit gegen einen gewaltsamen Ueberfall zu vertheidigen, wenn nicht in einer Fehde mit den Bürgern der Nachbarstadt oder einem feindlichen Junker, doch gegen eine streifende Bande von Mordbrennern oder gegen zuchtloses Kriegsvolk, das auf Rache denkt, weil es vom nächsten Landesherrn um einen Theil des Soldes betrogen wurde. Unwohnlich und unsauber ist das Haus, denn es beherbergt außer der Familie des Grundherrn noch viele andere Bewohner, jüngere Brüder oder Vettern mit Weib und Kind, zahlreiche Knechte, darunter manch unheimlichen Gesellen mit finstrer Vergangenheit, und als erprobte Kriegsmänner auch einzelne narbige Landsknechte, um 1560 schon ruchlose Lohnsoldaten. Von dem Düngerhaufen des kleinen Burghofes tönt das Geschrei zankender Knaben, und um den Herd der großen Küche nicht weniger mißtönend das Hadern der Frauen. Die Kinder des Hauses schießen auf zwischen Pferden, Hunden und dem Gesinde, spärlichen Unterricht finden sie in der Dorfschule, dann hüten wohl die Knaben die Gänse und das Kleinvieh der Mutter,** oder sie ziehen mit den Dorfleuten

[1] *Marx/Engels*, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 767f.

* Erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert werden Glasscheiben, wenigstens in den Städten, allgemein, erst seit dieser Zeit kommt das Behagen der Stube und die Freude am wohnlichen Raum in das Volk. Noch 1546 hielt man es der Erwähnung werth, daß die Schlafkammer in Luther's gräflicher Gastwohnung zu Eisleben durch eingefügte Fenster wohl verwahrt war.

** Der kleine Hans von Schweinichen wurde 1560 als Gänsehirt abgesetzt, weil er die Schnäbel aller Gänse durch Hölzchen auseinandergespannt hatte, um sie zur Ordnung zu bringen.

nach dem Wald, Holzbirnen und Pilze zu sammeln, welche zur Winterkost gedörrt werden. Die Schloßfrau selbst ist die Schaffnerin, die erste Köchin und der Arzt des Haushaltes, längst gewöhnt mit wilden und zuchtlosen Männern zu verkehren, wohl auch den Mißhandlungen des trunkenen Gatten zu widerstehen. ...

Ein Jahrhundert ist vergangen, man schreibt das Jahr 1660, seit zwölf Jahren ist der große deutsche Krieg beendigt. Die Mauern des alten Herrenschlosses sind geborsten, oft hat fremdes Kriegsvolk darin gelagert, ihr Feuer hat die Trümmerhaufen geschwärzt, ihre Wuth Speicher und Kisten geleert, allen Hausrath zerschlagen. Jetzt hat der Gutsherr aus den Steinen des alten Gebäudes ein neues errichtet, ein kahles Haus mit dicken Mauern, ohne Zierat. Die großen Fenster sehen herab auf ein ärmliches Dorf, dessen Hütten erst zum Theil aufgebaut sind, und auf eine Flur, die erst seit einigen Jahren wieder in der alten Fruchtordnung bestellt wird. Die Schafherde ist fast ergänzt, aber noch fehlt es an Pferden, die Dorfleute haben gelernt mit Kühen zu pflügen. Der Schloßherr ernährt nicht mehr Reisige und Ritterpferde, in dürftigem Schuppen steht eine Kutsche, ein ungefüger Kasten in Lederriemen, aber der Stolz der Familie. Noch umschließen Mauer und Graben mit Zugbrücke das Haus, große Schlösser und starkes Eisenwerk schützen die Zugänge, denn noch ist die Gegend unsicher, Zigeuner und Räuberbanden nisten in der Nähe, die Tagesunterhaltung sind Einbrüche und gräuliche Mordthaten, die durch Männer mit geschwärztem Gesicht verübt worden. Es ist größere Ruhe und Ordnung im Hause und große Stille im Dorfe. Der Polizeisinn ist mächtig geworden in Deutschland, und der Gutsherr hat selbst ein scharfes Auge auf Kinder, Dienstboten, Bauern. Die Dorfschule ist in traurigem Verfall; aber ein armer Candidat unterrichtet die Kinder des Gutsherrn. ...

Wieder sind hundert Jahre verflossen, eine leere Zeit, arm an Erhebung und Volkskraft, und doch hat sich Vieles geändert. Das Jahr 1760 liegt in der Jugendzeit unserer Großeltern, noch haften in unserm Herzen zahlreiche Erinnerungen und es genügt, Einzelnes zu erwähnen. Die kahle Front des Herrenhauses ist umgeformt, ein Portal mit Säulen von Sandstein, auf dem Geländer der großen Freitreppe rundbäuchige Vasen, über der Thür der Hausflur ein plumper Engel, der in geschnörkelter Muschel den lateinischen Wahlspruch des Hauses hält. Auf der einen Seite des Gebäudes liegt der Wirthschaftshof, auf der andern ein Garten, darin beschnittene Buchenhecken und Obelisken aus Taxus. Die einfach getünchten Zimmer haben fast alle Gipsdecken und einige sind mit Stuck verziert; auch ist schon ein Reichthum an Hausrath sichtbar, gute Möbel von Eichen- und Nußbaumholz, schön geflasert und ausgelegt, von sorgfältiger Arbeit. Und neben alten Familienporträts hängen kleine neue Pastellbilder, vielleicht die Tochter des Gutsherrn als Schäferin, in der Hand den Stab mit Rosabändern. In der Stube der Hausfrau fehlt nicht der Porcellantisch, auf ihm buntgemalte Kannen, kleine Tassen, Möpse und Liebesgötter aus der neuerfundenen Masse. Jetzt ist die Zucht im Hause durchgebildet, ein herbes, strenges Regiment; Frauen und Dienstleute sprechen leise, die Kinder küssen den Eltern die Hand, der Hausherr nennt seine Gattin ma chère und redet, wenn er vornehm wird, zuweilen in französischen Phrasen. Das Haupt ist gepudert, die Frauen umgibt Reifrock und hohe Frisur, heftige Bewegungen, große Leidenschaft stören die Ruhe des Hauses und die gerade Haltung selten.

Der Grundherr ist sparsamer geworden, er ist gewöhnt ein wenig um die Landwirthschaft zu sorgen. Er hat bereits gehört, daß man durch spanische Schafe die Wolle

* Die ersten spanischen Schafe ließ Friedrich der Große zwar schon 1748 kommen, aber erst 1765

deutscher Herden verbessern will,* und er baut im Brachfeld noch mit Besorgniß die neue Knollenfrucht, welche unendliche Nahrung für Menschen und Vieh geben soll."[2]

Welche Kunst, welche Anschaulichkeit der Darstellung des Alltagslebens der Feudalherren und Großgrundbesitzer! und im folgenden Text finden wir gar manche Schilderung solcher Art auch des Lebens der Werktätigen. Wieviel können unsere Historiker von Gustav Freytag lernen! gerade auch als Marxisten, denen das Alltagsleben der Werktätigen, ja aller Klassen und Schichten aller Zeiten nahe, bzw. zumindest von brennendem Interesse sein sollte.

Unsere Historiker!

Merkwürdigerweise aber interessiert das Alltagsleben der Werktätigen bei uns im Grunde nur zwei „Spezialistengruppen", die sogenannten Kulturhistoriker und die sogenannten Volkskundler, wobei sie sich häufig verschmelzen im Studium der „Lebensweise der Menschen".

Vor einem halben Jahrhundert gab es sogar noch eine dritte „Spezialgruppe", die Sittenhistoriker, die eine lange, bis (in Frankreich vor allem) in den Feudalismus reichende Ahnenreihe haben. Auf marxistischer Seite ist die bedeutendste Darstellung die „Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats" von Otto Rühle, die 1930 in Berlin erschien. A. Lunatscharski schrieb ein Vorwort, in dem er von Rühles Buch sagt:

„Diese Leistung ist zu begrüßen. Sie wird unzweifelhaft einen breiten Widerhall, nicht nur beim deutschen und russischen Proletariat, sondern auch beim Proletariat aller übrigen Länder finden. Gerade das Proletariat muß seine eigene Vergangenheit und seine Gegenwart kennen und fähig sein, seine Blicke in die Zukunft zu richten. In keinem einzigen Buche bot man bis jetzt dem Proletariat so umfangreiches, anschauliches und wirksames Material, das sein kollektives Klassenleben im Zusammenhang zeigt.

Die Bücher, die man sonst auf diesem Gebiet vorfindet, beschränken sich gewöhnlich auf ein Thema, lenken die Aufmerksamkeit auf die politische Ökonomie und im Zusammenhang damit mitunter auf das materielle Dasein der Arbeiterklasse; aber außerordentlich wenig Aufmerksamkeit wurde dabei auf die kulturellen und moralischen Erscheinungen dieses Daseins in ihren Licht- und Schattenseiten verwendet. In dieser Hinsicht gibt das vorliegende Buch sehr viel völlig Neues. Die zahlreichen im Buch enthaltenen Illustrationen verstärken seine Anschaulichkeit und Eindringlichkeit."

Weder Gustav Freytag noch Otto Rühle haben sich ausführlicher zu den theoretischen Problemen, die solche Darstellungen aufbringen, geäußert.

Unter Marxisten hat jedoch seit den siebziger Jahren eine an Intensität und Tiefe zunehmende Diskussion über die Aufgaben und Grenzen von Kulturgeschichte und Volkskunde begonnen, während der Begriff der Sittengeschichte (histoire des moeurs) verloren gegangen ist.

Sehr richtig schreibt Dietrich Mühlberg: „Wenn sich in vielen Schichten unserer Gesellschaft das Interesse an der Geschichte ausweitet, so müssen wir darin auch das Ergebnis weitgehender Aufklärung über die grundlegenden ökonomischen Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte und über die historischen Mechanismen des Klassenkampfes sehen. Solche Unterweisung allein genügt nun nicht mehr, reichhaltiger und anschaulicher soll es sein: Geschichte auch des Alltäglichen, der Lebensweise (wie man ge-

begann in Sachsen die Zucht der Electoralschafe. Von ihnen stammt die große Verbesserung unserer Schäfereien.

[2] *G. Freytag*, Gesammelte Werke, Bd. 17, Leipzig 1888, S. 1 ff.

arbeitet, gewohnt, gedacht, geliebt, gefeiert und erzogen hat, wenn nicht gerade gestreikt, organisiert, agitiert, verhandelt oder geschossen wurde), Geschichte der Kultur also könnte dies bieten. Es mag die Erinnerung an manche bürgerliche ‚Kultur- und Sittengeschichte' mitspielen, wenn solche Erwartungen in eine marxistische Kulturgeschichtsschreibung gesetzt werden. Doch das Verlangen ist berechtigt. Es kann nicht befriedigt werden, wenn man nur an eine bessere geschichtspropagandistische Umsetzung des schon vorliegenden Materials denkt. Es müssen dazu weitere Bereiche der Geschichte erst erschlossen werden. Aber auch eine neue, bislang nur gelegentlich geübte Betrachtungsweise ist nötig, wenn das ganze Leben geschichtlich Handelnder erfaßt werden soll."[3]

Genau darum muß es gehen: um „die Geschichte des Alltäglichen, der Lebensweisen".

Im Jahre 1972 veröffentlichte unsere „Deutsche Historiker-Gesellschaft" einen Abriß „Zur Geschichte der Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten des deutschen Volkes vom 11. Jahrhundert bis 1945", der unter der Leitung von W. Jacobeit, H. Strobach und B. Weißel verfaßt wurde. Dort heißt es zur „Lebensweise": „Im Lehrgebäude des historischen Materialismus ist die Kategorie ‚Lebensweise', soweit sie sich nicht auf die kommunistische Gesellschaftsordnung bezieht, weit weniger eindeutig bestimmt und fest beheimatet als andere. Bei allgemeiner Übereinstimmung unter den marxistischen Philosophen und Soziologen, daß die Lebensweise entsprechend den unmittelbaren Aussagen der Klassiker des Marxismus-Leninismus letztlich also durch die Stellung im Produktionsprozeß der materiellen Güter determiniert ist, divergieren die Auffassungen in der Bestimmung der konkreten Forschungsfelder. Die bisher gewonnenen Erkenntnisse sollten jedoch ausreichen, um deutlich zu machen, daß die ‚Lebensweise' keine passive Widerspiegelung der Produktionsweise darstellt, daß sie nicht, obwohl diese stets die Ausgangsgrundlage bildet, nur auf die Befriedigung der elementaren Lebensbedürfnisse der Werktätigen wie Nahrung, Kleidung, Wohnung beschränkt ist, sondern in ihrem Forschungs- und Erkenntnisbereich über den Begriff der ‚Lage' hinausgeht. Auch die vorliegende Fassung offenbart, daß die ‚aktiven', geistig-kulturellen und damit für die weitere konkret-historische Aufhellung der Wirksamkeit der Rolle der Volksmassen in der Geschichte entscheidenden Seiten und Prozesse im Geschichtsverlauf theoretisch-methodologisch und konzeptionell insgesamt zur Zeit noch nicht bewältigt werden."[4]

Während für Mühlberg Geschichte der Lebensweise und Kulturgeschichte identisch sind, während Jacobeit und seine Kollegen zwischen Kultur und Lebensweise unterscheiden – wobei für sie „Volkskultur" die verschiedenen Kunstgenres wie das Volkslied, Märchen usw. darstellt[5] –, unterscheidet Ernst Engelberg zwar zwischen Volkskunde und Kulturgeschichte, wobei er jedoch unter Volkskunde die Kulturgeschichte der Bauern und Handwerker, unter Kulturgeschichte die Beschäftigung mit der Lebensweise der herrschenden Klassen versteht:

„Bei näherem Überlegen und Auswerten der Erfahrungen der letzten Jahre stellt sich nämlich heraus, daß eine möglichst klar *eingegrenzte* Kulturgeschichte in vieler Hinsicht

[3] *D. Mühlberg,* Kulturtheoretische Anmerkungen zum Bedürfnis nach Kulturgeschichtsschreibung, in „Weimarer Beiträge" XXIII. Jg., Heft 3, Berlin und Weimar 1975, S. 79f.

[4] Deutsche Historiker-Gesellschaft, Wissenschaftliche Mitteilungen, 1972/I–III, S. 12f.

[5] Ebendort, S. 10. – „Über die Bedeutung der Kategorie ‚Lebensweise' für volkskundliche Forschungen" lautet ein neuerer Artikel von B. Weißel, in dem er ebenfalls zwischen Kultur und Lebensweise unterscheidet (Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, 19. Bd., Berlin 1977, S. 55).

in die Lehre der Volkskunde gehen sollte; jedenfalls gibt es hier methodisch keine prinzipiellen Unterschiede. Der Gesamtgegenstand dessen, was wir bisher Volkskunde nannten und jetzt noch nennen, war und ist nämlich nichts anderes als die Kulturgeschichte der verschiedenen Schichten der Bauern und der städtischen Mittelschichten (insbesondere der Handwerker). Soweit es sich um den Kapitalismus handelt, muß sich jetzt eine Kulturgeschichte der Hauptklassen, nämlich des Proletariats und der Bourgeoisie anschließen. ...

Man muß sich also bei den kulturgeschichtlichen Forschungen und Betrachtungen von der gewohnten Blickrichtung abwenden: Statt des Blicks von oben nach unten ist der von unten nach oben notwendig. Auch müssen die Forschungsfelder der Kulturgeschichte zunächst eingeschränkt werden.

Im ganzen darf die Kulturgeschichte gegenüber der Volkskunde nicht etwas Gegenstandsfremdes sein, wie dies von den Volkskundlern mit einigem Recht empfunden wurde. Vielmehr fallen sie zusammen und unterscheiden sich im Prinzip nur durch die verschiedene Klassenbezogenheit.

Bei der Untersuchung der Kultur der Bourgeoisie kann man sich von den Forschungsgegenständen der Volkskunde (= Kulturgeschichte der Bauern und Handwerker u. a.), nicht zuletzt von ihrer Abfolge, inspirieren lassen und sie entsprechend des Charakters der zu untersuchenden Klasse abwandeln. Danach könnte die Thematik der Kulturgeschichte des Bürgertums und der Bourgeoisie etwa so aussehen:

Herkunft und Ausbildung

Ausbeuterverhältnis und Stellung zur Technik und Organisation der Produktion

Wohnung, Wohnkultur

Frau und Familie, Dienstboten, Kleidung und Mode

Gesellschaftliche Beziehungen und Gewohnheiten

Produktive und parasitäre Existenzen

Lebensgefühl und Lebensanschauung, ihre vielfältige Auswirkung auf das moralische Verhalten zu anderen Klassen, insbesondere zum Proletariat

Auswirkung dieses Lebensgefühls usw. auch auf Wissenschaft und Kunst (u. a. Förderung der Diskrepanz zwischen Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften)

Das Problem der von der Bourgeoisie entwickelten Arbeitsteilung zum Zwecke der wissenschaftlichen und künstlerischen Produktion.

Die Kulturgeschichte im Sinne der Erforschung und Darstellung der Arbeits-, Lebens-, Gefühls- und Denkweise der Klassen in den verschiedenen Epochen und Perioden der ökonomischen Gesellschaftsformationen liegt in der DDR noch im argen; sie müßte in kritischer Anknüpfung an die bisherige Volkskunde (= Kulturgeschichte der Bauern und Handwerker) entwickelt werden. ...

Wir haben es also mit einer Kulturgeschichte im engeren und im weiteren Sinne zu

tun. Die Kulturgeschichte im engeren Sinne befaßt sich mit der arbeitsteilig, d. h. beruflich betriebenen Kunst- und Wissenschafts-Produktion und stellt eine Synthese der Ergebnisse der Literatur-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte dar. Die Kulturgeschichte im weiteren Sinne befaßt sich mit der Arbeits-, Lebens-, Gefühls- und Denkweise der verschiedenen Klassen und baut in ihrer Synthese auf *eigener* Forschungsarbeit auf."[6]

Peter Schuppan polemisiert sowohl gegen Wolfgang Steinitz, den Begründer der marxistischen Volkskunde in unserer Republik, wie gegen Engelberg. Er bemerkt zu Steinitz:

„Nach Engelberg ist der ‚Gesamtgegenstand dessen, was wir bisher Volkskunde nannten und jetzt noch nennen, ... nichts anderes als die Kulturgeschichte der verschiedenen Schichten der Bauern und der städtischen Mittelschichten (insbesondere der Handwerker)'. Tatsächlich liegen die Dinge etwas komplizierter. Die ältere bürgerliche Volkskunde bis zu W. H. Riehl begriff sich, wie W. Steinitz betont hat, als Forschungszweig der Ethnographie, und diese Zuordnung sei auch für eine marxistische Volkskunde gültig: zwischen Ethnographie und Volkskunde dürfe es keinen prinzipiellen Unterschied geben.* Ein solches Wissenschaftsverständnis könnte bedeuten, daß die Volkskunde die Kultur und Lebensweise bestimmter Klassen und Schichten vorrangig unter einem besonderen, eigenen Aspekt, nämlich unter einer *ethnischen* Fragestellung untersuchen müßte. Sie hätte dann vor allem nach den ethnischen Unterschieden kultureller Lebensformen und deren Geschichte einschließlich der inter-ethnischen Beziehungen zu fragen. Sie hätte damit zwar ein historisches Phänomen zum Gegenstand, nämlich die vom werktätigen Volk geprägten kulturellen Wandlungen gesellschaftlicher Gemeinschaftsformen (Volk, Nation usw.). Aber sie müßte sich nicht unbedingt als ein historisch-konkreter Forschungszweig im eigentlichen Sinne verstehen, der die Kulturentwicklung der werktätigen Klassen und deren Einfluß auf die Durchsetzung des geschichtlichen Fortschritts durch *alle* Perioden und Epochen verfolgt. Sie könnte sich vielmehr für bestimmte historische Prozesse und Zeiten interessieren, so für die Ethnogenese, die Nationbildung, die nationalen Annäherungsprozesse in der Gegenwart usw. Und zu ihrem Forschungsgebiet würden, wie der sowjetische Ethnograph J. V. Bromley formuliert, vorrangig die traditionellen Formen der Volkskultur mit einer ethnischen Spezifik und ihr Weiterwirken bis in die Gegenwart gehören, nicht aber jene ‚standardisierten' Lebensformen der Kultur, die, zumeist großstädtischer Provenienz, keine ethnische Spezifik aufweisen.**

Hier soll keineswegs ein absoluter Gegensatz zwischen einer ethnographisch oder kulturhistorisch orientierten Volkskunde konstruiert werden. Steinitz hat die angedeuteten Konsequenzen einer ethnographischen Volkskunde nicht gezogen. Er ist in seinem Hauptwerk über die deutschen ‚Volkslieder demokratischen Charakters' durchaus kulturhistorisch-konkret vorgegangen und tendierte auch in seiner Gegenstandsbestimmung der Volkskunde zu einer kulturhistorischen Grundauffassung.*** Andererseits blieb die ethnographische Komponente seines Wissenschaftsverständnisses aber auch nicht

[6] *E. Engelberg,* Zu Fragen der Volkskunde und Kulturgeschichte, in „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", XXI. Jg., Heft 8, Berlin 1973, S. 971ff.

* *W. Steinitz,* Volkskunde und Völkerkunde, in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 1, 1955, S. 269ff.

** *J. V. Bromley,* Etnografičeskoe izučenie narodov, in: Istorija SSE, 1972, H. 6.

*** *Vgl. W. Steinitz,* Die volkskundliche Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik, 2. Aufl., Leipzig 1955, S. 42f.

ohne Einfluß auf die Bestimmung der empirischen Forschungsfelder der Volkskunde. So neigte Steinitz dazu, aus der volkskundlichen Erforschung des Proletariats die organisierte Kulturbewegung und Aneignung der progressiven Kultur der herrschenden Klassen sowie die arbeitsteilig geschaffene sozialistische Literatur, Kunst und Wissenschaft auszuklammern.* Die Parallele zu Engelbergs Vorschlag, daß die Kulturgeschichte ihre empirische Erforschung der geistigen Kultur auf die ‚spontan entstandenen Gefühls- und Denkweisen' der Klassen eingrenzen sollte, ist nicht zu übersehen. Damit aber würde die marxistische Kulturgeschichte an eine zumindest problematische Wissenschaftsauffassung der Volkskunde ‚herangerückt' werden."

Und gegen Engelberg bemerkt er, daß zwar ein „Aneinanderrücken von Volkskunde und Kulturgeschichte möglich sei". Doch „wird sich nach meiner Meinung dieser Prozeß kaum in der Weise vollziehen, wie es Engelberg vorschlägt. Denn *erstens* gibt die kulturhistorisch-konkret arbeitende Volkskunde den traditionellen Forschungskanon der älteren Bauern- und Handwerker-Volkskunde mehr und mehr auf, da mit ihm die kulturellen Prozesse im Kapitalismus und Sozialismus nicht historisch exakt zu erfassen und zu beschreiben sind. Jener traditionelle Forschungskanon, von Engelberg als Muster ‚klar umgrenzter Forschungsfelder' einer Disziplin und als Vorbild für eine ‚eingegrenzte' Gegenstandsbestimmung auch der Kulturgeschichte zitiert, wird von der Volkskunde heute selbst sukzessive erweitert.

Zweitens ist ein Aneinanderrücken von Volkskunde und Kulturgeschichte derart, daß die Volkskunde die Kultur und Lebensweise der Bauern und Handwerker erforscht und an diese sich ‚eine Kulturgeschichte ... des Proletariats und der Bourgeoisie' anschließt, m. E. nicht durchführbar. Denn die marxistische Volkskunde hat seit über einem Jahrzehnt die Kultur und Lebensweise des Proletariats nicht nur fortschreitend in ihr Forschungsgebiet einbezogen, sondern sieht dieses als konstitutiv für ihre marxistische Orientierung an. Darüber hinaus halte ich eine Arbeitsteilung zwischen Kulturgeschichte und Volkskunde nach dem Prinzip der ‚verschiedenen Klassenbezogenheit' ihres Gegenstandes überhaupt für nur bedingt möglich und anwendbar. So wird die marxistische Kulturgeschichte, wenn sie die Kulturstufe und die Kulturantagonismen des Kapitalismus historisch-konkret erforschen will, die Kultur und Lebensweise des Proletariats aus ihrem Untersuchungsbereich niemals ausklammern können. Und umgekehrt: Eine kulturhistorisch arbeitende Volkskunde, die die Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten und besonders die der Arbeiterklasse im Kapitalismus erforscht, kann auf die Untersuchung der herrschenden bürgerlichen Kultur, unter deren Einfluß die Mehrheit des Proletariats bis zum Sturz dieser Ordnung steht, nicht verzichten. Je stärker Forschungsgegenstand und Methodik von Kulturgeschichte und Volkskunde zusammenfallen, umso enger und fruchtbarer kann sich die Zusammenarbeit bei der Erforschung des kulturellen Entwicklungsweges und Erbes der Arbeiterklasse gestalten.

Schließlich sucht *drittens* die marxistische Volkskunde in der DDR, die sich als konkret-kulturhistorisch arbeitender Forschungszweig begreift und um die volkskundliche Untersuchung der Arbeiterklasse bis in die Gegenwart hinein bemüht, nach einer neuen theoretischen Fundierung und Forschungsmethodik. Das Verhältnis zwischen Kulturgeschichte und Volkskunde kann daher wohl kaum so charakterisiert werden, wie

* *Vgl. W. Steinitz,* Arbeiterlied und Volkslied, in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 12, 1966, T. 1.

Engelberg es tut: daß nämlich hier eine als ‚unausgereift' sich präsentierende Kulturgeschichte bei einer methodologisch ausgereiften Volkskunde ‚in die Lehre ... gehen' könnte. Im Gegenteil: beide Disziplinen befinden sich mehr oder weniger am Anfang ihres Weges – eines notwendigerweise gemeinsamen Weges zu einer historisch-konkreten Erforschung der kulturellen Seite des Geschichtsprozesses auf marxistischer Grundlage. Je enger sie auf diesem Wege und mit dieser Zielsetzung zusammenarbeiten, umso schneller werden praktische Erfolge reifen."[7]

Alle Genannten sind sich einig, daß noch ein enormes Arbeitspensum zu absolvieren ist, bis wir ausreichend Material für eine Geschichte der „Lebensweise", insbesondere der unterdrückten Klassen, haben – wobei einerseits die „Volkskundler" bisher am meisten geleistet haben, andererseits für die Industriearbeiter der Zeit des Kapitalismus die Wirtschaftshistoriker das relativ beste Material aufbereitet haben.

Wie aber soll die neue Forschung in die gesamte Geschichtsschreibung eingeordnet werden?

Mühlberg meint:

„Die heutige Arbeitsteilung der Wissenschaften hat zur Folge, daß die Wirklichkeit an keiner Stelle so abgebildet wird, wie sie für die Individuen ist oder erscheint. Nun mag dies tatsächlich die Aufgaben der Gesellschaftswissenschaft übersteigen. Doch wir haben auch als etwaige Orientierungsmöglichkeit für keinen Abschnitt der Geschichte eine geschlossene Darstellung des massenhaften, alltäglichen Lebens der Werktätigen und der herrschenden Ausbeuter, kein Abbild des von Bedürfnissen angetriebenen Verhaltens (erkennend, wertend, verändernd) sozialer Gruppen von Menschen zum ganzen Umfeld ihrer Lebensbedingungen, keine Historie der subjektiven Beziehung der Individuen einer Gesellschaft auf den großen oder kleinen Weltkreis der Verhältnisse, in den sie tatsächlich einbezogen waren.

Dies aber könnte Kulturgeschichte leisten, wenn sie die Aufgabe übernimmt, das von der politischen und Wirtschaftsgeschichte vermittelte Geschichtsbild anschaulich zu machen. Nicht im Sinne einer Illustration des ohnehin Bekannten, sondern als eigenständige weltanschauliche und historische Positionsbestimmung, als spezifische Antwort auf die Frage nach dem Sinn und den Möglichkeiten des Lebens, als besonderer Beitrag zur ideologischen Klassenauseinandersetzung über Charakter und Perspektiven der Lebensweisen und Kulturen in der Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus."[8]

Wir hätten demnach drei „Sparten" der Geschichtsschreibung: die politische, die Wirtschafts- und die Kulturgeschichte. Eine Gliederung, die auch Engels in einem Brief an Conrad Schmidt vornimmt, wenn er schreibt: „Und es ist theoretisch doch noch so viel zu tun, namentlich auf dem Gebiet der ökonomischen Geschichte und ihrer Zusammenhänge mit der politischen, der Rechts-, Religions-, Literatur- und Kulturgeschichte überhaupt, wo nur ein klarer theoretischer Blick den richtigen Weg im Labyrinth der Tatsachen zu zeigen imstande ist."[9]

Mühlberg wehrt sich dagegen, daß sein Begriff der Kulturgeschichte mit dem einer Universalgeschichte identifiziert wird: „Die hier gesuchte höhere Einheit, die die einzelnen kulturellen Phänomene einer betrachteten Zeit zu einem Ganzen zusammenfaßt,

[7] *P. Schuppan,* Bemerkungen zum Gegenstand einer marxistischen Kulturgeschichte, in ebendort, XXII. Jg., Heft 12, Berlin 1974, S. 1373ff.

[8] *D. Mühlberg,* a. a. O., S. 80.

[9] *Marx/Engels,* Werke, Bd. 37, Berlin 1967, S. 290f.

ist nicht die menschliche Gesellschaft in ihrer historischen Bewegung, sondern schon eine spezifische Totalität: die Kultur der Gesellschaft. Dies festzustellen ist wichtig, denn es muß angemerkt werden, daß eine allgemeine Gegenüberstellung von Kultur und Natur solche spezifische Totalität noch nicht auffinden läßt. Wenn der Kulturprozeß als die Abhebung des Menschen von der Natur, als das geschichtliche Herausarbeiten der menschlichen Wesenskräfte verstanden wird, so ist es gerade die Geschichtlichkeit des Menschen, die folgerichtig als seine Kultur zu fassen wäre. Wohl unter dem nachwirkenden Eindruck progressiver bürgerlicher geschichtsphilosophischer Deutungen (von Voltaire über Herder und Hegel bis zu Lamprecht) wird die Kulturgeschichte dann als Universalgeschichte von der Menschwerdung des Affen bis zum Kommunismus verstanden. Wahrscheinlich hat ein so geäußerter Wunsch nach Kulturgeschichte zwei Gründe. Der eine liegt in der geschichtswissenschaftlichen Vernachlässigung der übergreifenden Betrachtung fortschreitender Zivilisation der Menschheit. Denn in eine solche Richtung tendiert die Formel von der Genesis ‚menschlicher Wesenskräfte', wenn sie heute von Marxisten angewendet wird. Zum anderen werden damit Gefahren starker geschichtswissenschaftlicher Spezialisierung signalisiert: Es ist ein Mißverhältnis zu beobachten zwischen der an Marx und Engels orientierten allgemeinen Auffassung von Geschichtswissenschaft, nach der sie die gesetzmäßige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft in ihrer historischen Aufeinanderfolge von den Anfängen bis in die Gegenwart in ihren konkreten Formen und Widersprüchen zu untersuchen habe, und der wirklichen Lage. Tatsächlich überwiegt die stark spezialisierte und geschlossene Untersuchung einzelner sozialer Beziehungsfelder – mit deutlicher Dominanz der politischen Geschichte und der Ideologiegeschichte. In dieser Situation bergen kulturhistorische Ansätze in sich die Gefahr der universalgeschichtlichen Ausweitung (ähnliche Tendenzen bemerkte J. V. Bromlej in einem Rückblick für die sowjetische Ethnologie). Wenn Kulturgeschichte auch nicht als Universalgeschichte aufgefaßt werden sollte, so dürfte sie doch zur Integration spezialisiert betriebener Geschichtsforschung beitragen können, weil sie kein neues, eng begrenztes Spezialgebiet setzt, und weil sie nur in enger Wechselbeziehung aller Bereiche der Geschichtswissenschaft ausgebildet werden kann (vorrangig in Kooperation von Kulturhistorikern mit der Wirtschaftsgeschichte, die die strukturbildenden Basisprozesse in ihrer Bewegung zeigt, und mit der Ethnologie, die in der Abbildung der Genesis komplexer sozialer Systeme die umfangreichsten Erfahrungen gemacht hat). Daraus muß aber nicht Universalgeschichte folgen."[10]

Andererseits wehrt sich Mühlberg dagegen, Kulturgeschichte auf Kunstgeschichte zu begrenzen. Nachdem er festgestellt hat: „Die Entdeckung der sozialen Grundstrukturen ist nur der erste Schritt der Gesellschaftsanalyse, durch ihn allein können die Motive, Formen, Inhalte und Folgen des sozialen Verhaltens der Individuen einer Gesellschaft nicht vollständig erklärt werden. Sie erschließen sich erst der kulturhistorischen Analyse." – fährt er fort: „Freilich meint ein großer Teil der Forderungen nach Kulturgeschichte gar nicht diese hohe Ebene gesellschaftswissenschaftlicher Verallgemeinerungen. Ein in diesem Sinne begriffenes historisches Systemganzes ‚Kultur' ist nicht gefragt, wenn zum Beispiel – als Folge weitgehender Identifikation von Kunst und Kultur – die Kulturgeschichte als überschauende und zusammenfassende Betrachtung der historischen Zweige der Kunstwissenschaften verstanden wird, um die Künste besser in ihrer Einheit und Wechselbeziehung fassen zu können. Hier sind offensichtlich

[10] *D. Mühlberg*, a. a. O., S. 82 f.

übergreifende Systeme kleinerer Dimension angezielt. Sie sind Gegenstand der Kunstästhetik und der allgemeinen Kunstwissenschaft und sollten dies auch bleiben."[11]

Man muß bei alledem aber folgendes bedenken. Wenn Mühlberg von der Kulturgeschichte verlangt, daß sie sein soll: „Geschichte des Alltäglichen, der Lebensweise (wie man gearbeitet, gewohnt, gedacht, geliebt, gefeiert und erzogen hat, wenn nicht gerade gestreikt, organisiert, agitiert, verhandelt oder geschossen wurde), Geschichte der Kultur also", dann hat er doch die politische Geschichte – wie man gedacht und erzogen hat – und die Wirtschaftsgeschichte – wie man gearbeitet hat – in die Kulturgeschichte irgendwie miteinbezogen. Außerdem, wenn man an die kümmerlichen Hütten denkt, in denen etwa die Landarmut in der Feudalzeit gelebt hat – selbstgebaut, ein Raum, noch mit Kleinvieh, etwa einem Schwein oder einer Ziege geteilt –, ist hier der Ausdruck Kultur angebracht? oder paßt er besser zu dem primitiv zubereiteten, sich täglich wiederholenden Essen dieser Schicht? Und paßt in die gleiche Art von Geschichte die ideologische Widerspiegelung eines solchen Lebens vom schmerzlichen Seufzer-Gebet in der Kirche um Brot bis zum Volkslied des „armen Bauern"?

Nun mag man mir entgegnen, zur Kulturgeschichte gehört auch die Unkulturgeschichte, einschließlich aller Quälereien und Torturen der Unterdrückten durch Soldateska oder die Polizei. Aber das beantwortet noch nicht die Frage der Trennung von Kultur- und politischer Geschichte, wenn etwa das alltägliche politische Bewußtsein einer unterdrückten Schicht oder auch einer Herrschaftsschicht untersucht wird.

Meiner Ansicht nach kommt es zunächst überhaupt nicht auf die Problematik Volkskunde oder Kultur- oder Sittengeschichte, auf die Problematik Kultur-, politische und Wirtschaftsgeschichte an.

Wenn Hartmut Harnisch in Bemerkungen zu meinem Manuskript schreibt:

„Zur Frage des Gegenstandes: Volkskunde, Kulturgeschichte, Geschichte der Kultur und Lebensweise kann ich aus meiner Sicht nur für eine umfassende Disziplin plädieren, die man nennen mag, wie man will. Man sollte nicht, wie Engelberg, zwischen einer Kulturgeschichte der herrschenden Klasse und einer Volkskunde als Kulturgeschichte des arbeitenden Volkes unterscheiden, und zwar vor allem auch aus forschungspraktischen Gründen (theoretische Gründe für eine Unterscheidung sehe ich vom Gegenstand her schon gar nicht). Es ist ja auch für den Feudalismus nicht ganz einfach, zwischen herrschender Klasse und Ausgebeuteten eindeutig zu unterscheiden. In manchen Gegenden waren schon im 16. Jht. die großen Bauern der feudalen Ausbeutung unterworfen, beuteten aber selbst schon wieder fremde Arbeitskräfte auf ihren Höfen aus, d. h. die Beschäftigung familienfremder Arbeitskräfte bei ihnen war nicht nur die Abwälzung von Lohn- und Unterhaltskosten von der Gutswirtschaft auf den Bauernhof, wie es im Bereich der Gutsherrschaft in dieser Zeit der Normalfall wurde.

Vor allem aber kann eine Trennung in zwei Disziplinen leicht dazu führen, daß wichtige Zusammenhänge und Fragestellungen nicht gesehen werden. Insbesondere denke ich da an bestimmte Aspekte im Verhältnis der Klassen zueinander, die man vielleicht zusammenfassend als die ‚Vorbildwirkung' der herrschenden Klasse und ihre ideologische Einflußnahme auf das einfache Volk bezeichnen kann. So sollen nach volkskundlicher Meinung die meisten Volkstrachten, wie sie bis in das 20. Jht. hinein getragen wurden, sich an die Mode der wohlhabenden Schichten der Barockzeit anlehnen." –,

[11] Ebendort, S. 84f.

so möchte ich, sobald die Problematik als Frage der praktischen Geschichtsschreibung auftaucht, seine unwirsche Stimmung auf alle Disziplinen der Geschichtsschreibung ausdehnen. Die Disziplinen der gegenwärtigen Geschichtsschreibung werden doch einerseits vom Gegenstand, der isoliert betrachtet wird, und von der Unfähigkeit der meisten Historiker, vielseitig, das heißt interdisziplinär, informiert zu sein und zu informieren, andererseits bestimmt. Selbstverständlich kann es unter den „Kulturhistorikern" einen Streit darüber geben, ob es eine besondere Disziplin der Eßkulturgeschichte geben sollte, da zweifellos die Untersuchung der Nahrungsmittelzusichnahme von der Wichtigkeit des Gegenstandes her eine spezielle Disziplin darstellt, die sich, wieder vom Gegenstand her, in drei Spezialdisziplinen untergliedern läßt: die Geschichte der Kultur der Vorspeisen, die den Appetit anregen, des Hauptgerichts, das den Hunger stillen soll, und des Nachtisches, der rein dem genüßlichen Luxus dienen soll – drei grundverschiedene Kulturinhalte! Dazu noch für Deutschland etwa, Engelberg folgend, klassenmäßig unterscheidend, die Eßkultur der Werktätigen, die zwischen 1750 vor und 1750 nach der Zeitrechnung nur das praktisch stets gleichbleibende Hauptgericht (Brei) zum Gegenstand hat, und die wechselnde Eßkultur der herrschenden Klassen.

Aber all solche Geschichtsdisziplinen vermitteln doch kein Geschichtsbild, wenn sie nicht miteinander verschmolzen werden, das heißt, von einem allseitig gebildeten Historiker gehandhabt werden.

Gehen wir von dem entscheidenden Stichwort dieses Buches aus, vom *Alltag*, dann müssen wir doch erkennen: Ob die politischen Alltagsgedanken des Kleinbürgers in Hamburg um 1650 – oder ihr praktisches Fehlen – von einer „politischen" oder einer „Kulturgeschichte" (als ob es unpolitische Kulturgeschichte oder unkulturelle politische Geschichte geben könnte!), ob die tägliche Nahrung eines Sklaven in Sizilien um 50 unserer Zeitrechnung von einem „Wirtschafts-" oder einem „Kulturhistoriker" behandelt werden, ist doch völlig gleichgültig. Und daß wir jeden Historiker, der nicht weiß, wie vielschichtig die Menschen zu der Zeit, die er behandelt, im Alltag gelebt haben, als ungebildet bezeichnen müssen (und wir alle sind in dieser Beziehung mehr oder noch mehr ungebildet), das ist doch offenbar.

Darum scheint es mir wichtig – und wir können das zunächst ohne große theoretische Diskussionen tun –, daß wir Historiker weit, weit mehr Aufmerksamkeit dem Alltagsleben der Menschen in all seiner Vielfältigkeit, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, zuwenden. Wieviele „Disziplinprobleme" werden sich dann lösen!

Wenn aber eine Geschichtsschreibung, die gerade auch dem Alltag des Volkes in allen seinen Klassen und Schichten den gebührenden Raum widmet, ungewöhnlich erscheint, dann soll man sich doch überlegen, daß ein solches Vorgehen ganz selbstverständlich in einer Biographie ist. Warum aber soll die Biographie eines Volkes, das heißt seine Geschichte, so verschieden in der Anlage von der Biographie eines Menschen sein – mit ihren Höhe- und Tiefpunkten und mit ihren Ebenen, ihrem Alltag dazwischen? Oder sollten wir die Geschichte eines Volkes überhaupt fortlassen, sie gar nicht schreiben, wenn sie keine aufregenden Höhe- und Tiefpunkte aufweist?

Ja, ist bisweilen, vielleicht sogar sehr oft, das alltägliche Leben nicht viel bemerkenswerter als ein Höhe- oder Tiefpunkt? Wenn ich an die Belagerung Leningrads im zweiten Weltkrieg denke – sollte in ihrer Beschreibung nicht der Alltag des alltäglichen Menschen unter dem Motto „Noch mehr Arbeit, noch mehr Hunger" weit mehr Gewicht haben als eine militärische Analyse der Ereignisse? Und zählt nicht das tägliche Leben des europäischen Bauern in seiner tausendjährigen Geschichte weit mehr als die größeren

Bauernbewegungen, die insgesamt wohl noch nicht fünfzig Jahre ausmachen? Woran mißt man den Charakter einer Ehe: an den wenigen Höhepunkten oder am Alltag? Was entscheidet über die Bedeutung eines Wissenschaftlers: die gute Idee oder der Alltag, der ihrer Ausarbeitung und ihrem Beweis gewidmet ist? Woran messen wir die Bedeutung des Beschlusses einer Regierung oder eines Politbüros: etwa an seinem Inhalt oder an seiner Verwirklichung im Alltag des Volkes?

Auch solche Fragen helfen uns, die ganze Bedeutung des Alltags in der Geschichtsschreibung eines Volkes zu begreifen.

Und wenn wir entschlossen sind, den Alltag eines Volkes oder zumindest großer Klassen und Schichten zu schildern – wie soll man die Geschichte des Alltags in die Gesamtgeschichte einbauen? Das ist eine außerordentlich wichtige und komplizierte Frage der Darstellung. Noch besitzen wir kaum historische Werke, die etwa Wirtschafts-, politische und kulturelle (ideologische) Geschichte (im Sinne von Geschichte der Religion, der Dichtung, der Malerei, der Wissenschaft usw.) anders vereinen als in verschiedenen Kapiteln. Selbst hier fehlt es noch fast immer an einer einheitlich verschmolzenen Darstellung. Und nun soll noch der Alltag hinzukommen!

Und nun eine kurze Unterbrechung: Als Ingrid Mittenzwei das Manuskript bis hierher gelesen hatte und auch im Zusammenhang mit einer Bemerkung von mir in einem späteren Kapitel, kamen ihr folgende Bedenken: „Aber – irre ich mich da, bin ich zu hellhörig? – manchmal scheint mir das selbstverständliche Interesse am behandelten Gegenstand in eine Überbewertung der ‚Alltagsgeschichte' umzuschlagen, in eine – wie ich finde – nicht gerechtfertigte Gegenüberstellung vom Alltag und ‚Festtag' (den Höhepunkten der gesellschaftlichen Entwicklung) im Leben des Volkes. Es sind eigentlich nur einige Formulierungen, die diesen Eindruck erwecken. In der zweiten Vorbemerkung fragst Du, ob nicht das tägliche Leben des europäischen Bauern mehr zählt als große Bauernbewegungen. Ähnlich im IV. Kapitel, wo Du die Untersuchung des Bauernkrieges zwar richtig findest, wichtiger für die Geschichte der Bauern aber doch die Erforschung der Fronstreiks als einer alltäglichen Form des Klassenkampfes. Bitte, verstehe mich nicht falsch. Ich habe nichts gegen Deine Forderung, solche Formen des Klassenkampfes wenigstens datenmäßig zu erfassen; eine Forderung, die ja auch an die Wirtschaftshistoriker gerichtet ist. Ich akzeptiere nur die Gegenüberstellung nicht, die in solchen Formulierungen und Forderungen enthalten ist, weil sie in der Endkonsequenz auf eine Überbewertung der Evolution im Verhältnis zur Revolution hinausläuft. Mit rein quantitativen Maßstäben wird man da nicht messen können. Sicherlich war das Leben des Volkes vom Alltag geprägt; selbstverständlich gehören revolutionäre Höhepunkte in der Geschichte eines Volkes zu den ‚seltenen' Ereignissen. Aber – ich schäme mich fast, solche Binsenwahrheit niederzuschreiben – sie waren die gewaltigen ‚Beschleuniger' des geschichtlichen Prozesses und sie haben im Leben des Volkes tiefe Spuren hinterlassen (auch der Bauernkrieg hinterließ mehr Spuren, als Du schreibst). Wir marxistischen Historiker werden revolutionären Ereignissen weiter unser außerordentliches Interesse widmen müssen; allerdings – und da gebe ich Dir recht – auch einen zweiten Strang der Forschung nicht vernachlässigen dürfen, nämlich die lange Geschichte des Alltags."

Selbstverständlich werden wir weiter revolutionären Ereignissen größte Aufmerksamkeit widmen, ebenso wie konterrevolutionären, da sie Sprünge nach vorn und nach rückwärts in der Geschichte bringen. Selbstverständlich sind quantitative Maßstäbe in der Geschichte, wie eine Statistik der Fronstreiks, nur eines unter mehreren Mitteln

der Analyse des historischen Prozesses. Selbstverständlich darf man die Evolution nicht überbewerten. Ich finde es schwer verständlich, daß in unseren Schriften immer hervorgehoben wird, wie kontinuierlich alles bei uns vor sich geht und gleichzeitig erklärt wird, wir befänden uns in einer sozialistischen Revolution.

Auch darf man die Alltagsgeschichte nicht etwa als Alternative zur bisher üblichen Geschichte sehen oder gar eine scharfe Gegenüberstellung von Alltagsgeschichte und Festtagsgeschichte (Revolutionen sind die Festtage in der Geschichte der Unterdrückten) vornehmen. Im Gegenteil! wenn wir erst einmal eine wirklich qualifizierte, gehaltvolle Alltagsgeschichte schreiben können – und das ist so entscheidend wichtig! –, dann werden wir sehen, wie sich in der Evolution des Alltags der Zündstoff für das Feuerwerk der Festtage der Revolution sammelt. Und überdies ist auch der Alltag voll kleiner Revolutionen, verläuft auch nicht kontinuierlich.

Das, worauf es ankommt, ist, beide „Arten" der Geschichtsschreibung zu vereinen. Damit, das heißt, mit ersten Versuchen sollten wir sobald wie möglich beginnen, ohne Illusionen darüber zu haben, daß wir in nächster Zeit schon zu einer realistischen Geschichte etwa des deutschen Volkes, die unseren berechtigten Ansprüchen einigermaßen genügen kann, kommen werden. Denn:

Wenn wir die Zeit, bis wir genügend Material zur Darstellung des Alltags des deutschen Volkes haben werden, nach Jahrzehnten messen können, vorausgesetzt, daß wir endlich und baldigst an diese Materialsammlung gehen, dann kann immer noch lange Zeit vergehen, bis sich der Historiker findet, der groß genug als Schriftsteller ist, um uns eine wirkliche histoire intégrale des deutschen Volkes zu schenken.

Aus alledem geht auch klar hervor, was für einen kümmerlichen ersten Versuch die folgenden Bände darstellen, zumal sie für frühere Zeiten nur auf an so vielen Stellen zerstreut schon veröffentlichtem Material basieren. Und von dem veröffentlichten, insbesondere dem volkskundlichen und regionalgeschichtlichen, Material habe ich nur einen Teil lesen und von diesem wieder nur einen Bruchteil zitieren können.

Und wenn aus meinen Bemühungen überhaupt eine Veröffentlichung zustande gekommen ist, so nur, weil ich ständige Unterstützung durch Wolfgang Jacobeit, Direktor des Museums für Volkskunde, hatte, der sich sowohl ganz für die Idee einer Geschichte des Alltags einsetzt, wie auch eine vorzügliche Kenntnis der Literatur hat, wie auch in seinen Vorlesungen Einzelgebiete des alltäglichen Lebens des deutschen Volkes behandelt und in diesem Buch ein so wichtiges Kapitel übernommen hat. Ohne seine Hilfe und kritische Beratung wären so manche meiner Urteile viel unsicherer gewesen, manche unter ihnen, die richtig sind, auch falsch. Sicherlich hätte ich auch gar nicht die wissenschaftliche Verantwortung für eine Veröffentlichung tragen können, wenn nicht etwa er und eine Reihe anderer Kollegen das Ganze für nützlich und diskussionswert gehalten hätten. Unter ihnen möchte ich nennen Hartmut Harnisch, Gerhard Heitz, Ingrid Mittenzwei und Jan Peters, die ich alle mit ihren Argumenten im Text mehr oder weniger ausführlich wörtlich zitiert, oder, wenn es ihnen lieber war, in meinen Worten wiedergegeben habe. Durch ihre so klugen Bemerkungen mögen manche Probleme, die ich gelöst zu haben glaubte, für den Leser wieder zu Problemen geworden sein, oder die Leser mögen durch meine Beantwortung der Argumente von meiner Lösung noch stärker überzeugt worden sein. Manche Argumente habe ich unbeantwortet gelassen, teils weil sie auch als Fragen gestellt sind, teils weil wir alle sowohl meine Ausführungen wie die Gegenargumente noch gründlicher, zum Teil durch neue Forschungen, überprüfen müssen. So, nur auf solche Weise, machen wir wissenschaftlichen Fortschritt.

Danken möchte ich auch dem Kollegen Egon Freitag für die freundliche Übertragung einiger Texte aus dem Frühneuhochdeutschen ins Neuhochdeutsche.

Sicher werden spätere Historiker über die folgenden Versuche mitleidig lächeln, aber, wenn sie etwas von Historiographie verstehen, werden sie zugleich, so hoffe ich, in dem folgenden, wie Marx so etwas nannte, „erste, unbeholfene Formulierungen" einer Geschichte des Alltags des deutschen Volkes erkennen.

Eine Apologia für diesen Band

Da ich kein Spezialist für die in diesem Band behandelte Zeit und erst recht nicht für das Alltagsleben der werktätigen Bauern und Handwerksgesellen bin, habe ich die, wie es Werner Mittenzwei einmal nannte, Form der „Collage von Zitaten" aus von mir geschätzten Werken auf ihrem Gebiet hervorragender Gelehrter – seien sie bisweilen auch nur begabte „Finder von Material" – für die Darstellung gewählt.

Wenn man es so ausdrücken will, ist dies Buch nicht nur mit vielen fremden Federn geschmückt, fremde Federn bilden vielmehr einen Großteil seiner quantitativen wissenschaftlichen Substanz.

Natürlich hätte ich, wie es nicht wenige andere Historiker getan haben und tun, das von anderen Gesagte auch in eigenen Worten ausdrücken können – aber ist mein Stil so viel besser und präziser als der anderer Gelehrter? Und warum sollte ich die Federn anderer mit einem „Etikett in eigener Sprache" versehen?

Oft ist das Aussuchen der Federn und vor allem ihr Arrangement viel wichtiger als die Zahl der vorhandenen einzelnen Federn – zumindest haben sie auch ihre Bedeutung. Oft haben auch die verbindenden Sätze, die Kommentare, die Einfügungen ihren besonderen Wert.

Wenn ich also eine Apologia der vielen Zitate in diesem Band gebe, dann ist es eine Apologia im alten Sinne, die auch eine voll zutreffende Rechtfertigung sein kann.

Auch hätte ohne ein solches Vorgehen das hier versuchte Unternehmen, das einen neuen Zug in unsere allgemeine Geschichtsschreibung bringen soll, das zu den Bemühungen gehört, den Volksmassen in jeder Rolle und zu jeder Zeit in der marxistischen Geschichtsschreibung den ihnen gebührenden Platz zu geben, mir nicht gelingen können.

Wenn ich in diesem Band unter den Werktätigen vor allem die Bauern und andere ländliche ausgeplünderte Schichten behandele, dann, weil sie in der hier untersuchten Zeit die überwältigend große Masse des deutschen Volkes darstellten – wobei ich unter deutschem Volk hier und in den folgenden Bänden nur die Einwohner des Landes etwa im Umfang des Deutschen Reiches nach 1870 verstehe.

Was den entscheidenden Abschnitt der hier behandelten Zeit, den Dreißigjährigen Krieg betrifft, so wird, hoffe ich, der Leser nicht verwundert sein, daß ich auch im einführenden Teil nichts über die einzelnen kriegführenden Mächte, ihre Politik und Interessen, über die Feldherren wie Wallenstein oder Gustav Adolf sage. Für den Alltag der Bauern, ja aller Werktätigen in Deutschland waren Kriegstaktik und -strategie, waren die verschiedenen oder die gleichen Interessen der einzelnen Mächte und ihrer herrschenden Klassen und Schichten unter den im Dreißigjährigen Krieg bestehenden Umständen und Konstellationen ziemlich gleichgültig, und die Soldateska wütete in

gleicher Weise, wem immer sie diente, ob der Feldzug als fortschrittlich oder reaktionär zu kennzeichnen ist.

Auch von Kultur im Sinne der Klassiker des Marxismus-Leninismus wird wenig die Rede sein, denn sie spielte im Leben der Werktätigen keine Rolle. Engels hat schon wahrlich deutlich genug im „Anti-Dühring" darauf hingewiesen, daß die Kultur vor dem Aufkommen der Arbeiterklasse eine Sache der herrschenden Klassen war.[12] Sie spielte im Alltag der Werktätigen vor dem 19. Jahrhundert keine Rolle. Natürlich war die Kultur der deutschen Renaissance großartig, und natürlich brachte der Verlust des Bauernkrieges oder richtiger noch die kümmerliche Beteiligung des städtischen Bürgertums an ihm einen Niedergang, der sich im Dreißigjährigen Krieg und seinem Gefolge grausam beschleunigte – aber für das Alltagsleben der Werktätigen spielten andere Faktoren eine Rolle. Wenn Lenin von „zwei Kulturen" sprach, dann meinte er selbstverständlich die Kultur der Arbeiterklasse und die Kultur der Bourgeoisie. Von einer Kultur der Bauern in der Feudalzeit oder der Sklaven in der Sklavenhaltergesellschaft ist bei ihm niemals die Rede. Er folgt darin genau dem Kulturbegriff von Marx und Engels, und ich tue das auch.

In der „Kritik des Gothaer Programms" heißt es:

„‚Im Maße, wie die Arbeit sich gesellschaftlich entwickelt und dadurch Quelle von Reichtum und Kultur wird, entwickeln sich Armut und Verwahrlosung auf seiten des Arbeiters, Reichtum und Kultur auf seiten des Nichtarbeiters.'

Dies ist das Gesetz der ganzen bisherigen Geschichte. Es war also, statt allgemeine Redensarten über ‚*die* Arbeit' und ‚*die* Gesellschaft' zu machen, hier bestimmt nachzuweisen, wie in der jetzigen kapitalistischen Gesellschaft endlich die materiellen etc. Bedingungen geschaffen sind, welche die Arbeiter befähigen und zwingen, jenen geschichtlichen Fluch zu brechen."[13]

Wir reden so viel von der Rolle der Arbeiterklasse in der Geschichte und erfinden dann alle möglichen Theorien, wodurch wir sie herabsetzen. Die Klassiker des Marxismus-Leninismus waren der Ansicht, daß unter allen unterdrückten Klassen nur die Arbeiterklasse in der Geschichte schöpferisch wirkt – wir aber erklären so oft: Nur die unterdrückten Klassen waren die wahren Schöpfer in aller (!) Geschichte. Die Klassiker des Marxismus-Leninismus waren der Ansicht, daß nur die Arbeiterklasse als unterdrückte ausgebeutete Klasse fähig ist, sich eine eigene Kultur zu schaffen. Wir aber finden so oft alle möglichen Kulturen der Unterdrückten und Ausgeplünderten in aller Geschichte, wobei wir dann noch gar bisweilen unterdrückte und unterdrückende Klassen verwechseln, wenn wir etwa die Kunsthandwerker zu den Unterdrückten rechnen.

Statt die einzigartige Rolle der Arbeiterklasse in der Geschichte herauszuarbeiten, machen wir alle Unterdrückten aller Zeiten zu Schöpfern und Kulturträgern, so daß man wirklich nicht weiß, warum nur etwas mehr zu essen nicht völlig ausgereicht hätte, sie frei und glücklich zu machen. Und umgekehrt kann man bei einer solchen Einstellung nicht begreifen, daß die schöpferische und kulturelle Aktivität der Arbeiterklasse, ihr Aufbau einer zweiten Kultur, zunächst Sinn und Inhalt vor allem als Mittel und Weg zur Machteroberung erhalten – eine historische Leistung, zu der weder die Sklaven noch die Bauern noch andere unterdrückte Massenklassen in vorkapitalistischen Gesellschaften fähig waren.

[12] *Marx/Engels*, Werke, Bd. 20, Berlin 1962, S. 168f.
[13] *Marx/Engels*, Werke, Bd. 19, Berlin 1962, S. 17.

P. S. Jan Peters findet diese Ausführungen zu absolut und erinnert zum Beispiel an das Volkslied. Hören wir zunächst Wolfgang Steinitz über das Volkslied:

„Das Volkslied wird vom werktätigen Volke getragen, das an seiner Gestaltung schöpferisch teilnimmt, mitarbeitet. Ohne diese Mitarbeit gibt es meines Erachtens kein Volkslied. Die Teilnahme oder Mitarbeit drückt sich am untrüglichsten und eindeutigsten in den Varianten aus, im Umsingen, in der ständigen Bereitschaft, ein Lied einer neuen Situation oder neuen Stimmungen entsprechend umzugestalten, ohne sich um die Autorität eines Vorbildes zu kümmern. Durch diese Mitarbeit wird das Unvolkstümliche, Untypische abgeschliffen und kommt der allgemeingültige Charakter der Volksdichtung zum Ausdruck.

Die Frage der unmittelbaren Entstehung oder Herkunft von Text und Melodie ist dabei nicht entscheidend. Zahlreiche, in Dutzenden von Varianten vorliegende und weitgehend umgestaltete Volkslieder stammen nachweislich von uns bekannten Dichtern; so z. B. das schon angeführte ‚Ich rat euch, Brüder alle, folgt nicht der Trommel Ton' von Chr. D. Schubart.

Die Anonymität des Verfassers ist also kein Wesenszug des Volksliedes; daß die Verfasser, z. B. der meisten deutschen Volksballaden, uns unbekannt sind, beruht darauf, daß die Balladen aus sehr alter Zeit stammen, aus der uns überhaupt wenig namentlich bekannte Lieder überliefert sind.

Die Einteilung der Volkslieder in direkte oder primäre, d. h. anonym im Volk entstandene, und indirekte oder sekundäre, d. h. von uns bekannten Dichtern stammende Volkslieder ist also nicht von prinzipieller Bedeutung, da sie nicht auf inneren Wesenszügen der Lieder, sondern auf zufälligen Erscheinungen, wie möglichem Nachweis eines Verfassers, beruht. Zweifellos werden sich bei gründlicherer Beschäftigung und besserer Quellenkenntnis viele für uns heute noch anonyme Lieder als von namentlich bekannten Verfassern stammend nachweisen lassen. Es wäre ferner falsch, eine grundsätzliche Mauer zwischen dem anonymen werktätigen Volk und dem schöpferischen Einzelnen zu errichten."[14]

Wolfgang Steinitz hat meiner Ansicht nach völlig recht, daß es keineswegs auf die Autorschaft des Volksliedes ankommt. Volkslieder werden nicht vom Volk schöpferisch gedichtet und in Melodie gesetzt. Eine große Rolle spielt die besondere Schicht der Dichter und Musiker, unter denen sich wahrscheinlich auch viele Lehrer und Pfarrer in unserer Zeit befinden. Aber werden sie es nicht auch sein, die für die zahlreichen Varianten verantwortlich sind? was natürlich nicht ausschließt, daß so manche Varianten von wandernden Handwerksgesellen oder Bauernsöhnen stammen.

In jedem Fall sind es im allgemeinen nicht die unterdrückten Klassen, die vornehmlich als Schöpfer von Volksliedern oder ihren Varianten wirken.

Ganz anders steht es mit der Frage der Aneignung des Volksliedes. Die meisten, nicht offen (!) klassenmäßig gebundenen Volkslieder werden von allen Klassen und Schichten gesungen. Dazu gehören ganz harmlose Liedchen etwa vom Mädchen auf der Wiese ebenso wie zahlreiche Soldatenlieder. Andere Lieder, wie „Ich bin ein armer Bauer" werden von den Bauern angeeignet (und gehen ebenso wie die Soldatenlieder in ihre Ideologie ein). Die armen Bauern werden zu Trägern eines solchen Liedes, auch wenn sie es nicht „geschaffen" haben.

[14] *W. Steinitz,* Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. 1, Berlin 1954, S. XXVf.

Aber können wir sagen, daß deshalb dieses und ähnliche Volkslieder eine zweite Kultur, geschaffen vom Volke, etwa von den Bauern, darstellen? Ich glaube nicht.

Natürlich gab es Bauernkinder, die dank irgendwelcher Zufälle ihre kulturellen Begabungen hier und da entwickeln konnten; aber ihre Zahl war nicht groß, und zumeist wanderten sie, wenn sie wirklich schöpferisch arbeiten konnten, aus dem Dorfe aus und gingen in den Kulturkreis der herrschenden Klassen ein. Eine eigentliche, ursprüngliche, nicht von der Kultur der Herrschenden abgeleitete schöpferische Bauernkultur etwa gab es meiner Ansicht nach nicht.

Selbst wenn ich – was ich nicht glaube – zu absolut formuliert habe, so sollte man doch endlich aufhören, davon zu reden, daß die Massen der Unterdrückten vor der Arbeiterklasse eine eigene, zweite Kultur geschaffen hätten. Was hätte ihnen sonst an einem erheblichen Grad der Selbstverwirklichung gefehlt, als mehr und besser zu essen, kleiden und wohnen, da sie ja nicht an eine „eigene" Gesellschaftsordnung dachten. Nein! So offenbar es ist, daß wir von einer Kultur der Arbeiterklasse, schöpferisch von ihr entwickelt schon im Kapitalismus, sprechen können, ja auch einen tiefen Einfluß dieser zweiten Kultur auf so manche im allgemeinen der herrschenden Klasse dienende Schichten beobachten können, so wenig recht hätten wir, die Vergangenheit der werktätigen Massen in der vorkapitalistischen Ausbeuterwelt zu „verschönern", indem wir ihnen die Möglichkeit zusprechen, eine „zweite Kultur" entwickelt zu haben. Das bedeutet nicht, daß wir nicht kleine Kulturelemente eigener Art, zumeist Varianten der Kultur der herrschenden Klasse, auch unter den Werktätigen finden, aber das heißt eben nicht, daß wir von einer zweiten Kultur, einer eigenen, der der herrschenden Klassen entgegengesetzten Kultur der Werktätigen vor der Arbeiterklasse sprechen können. Das bedeutet auch nicht, daß in früheren Zeiten des Feudalismus, als in manchen Gegenden die Bauern noch verhältnismäßig frei waren, mehr Zeit darum zur Muße hatten, sich Anfänge einer Bauernkultur entwickelten, aber sie wurden durch die Zunahme der feudalen Fesseln wieder unterdrückt und konnten sich eben nicht zu einer zweiten Kultur, einer Bauernkultur entwickeln. Vielleicht gab es sogar zu unserer Zeit noch kleine Inseln relativ freier Bauern mit solchen Kulturanfängen. Das alles muß sehr gründlich in Zukunft untersucht werden.

Aber auch die gründlichsten Nachforschungen werden keine zweite, keine Bauernkultur entdecken.

Zur Kultur in einer Ausbeutergesellschaft gehört doch vor allem das Bewußtsein, entweder heute die kulturell, mit ihren ideologischen Wertungen die Gesellschaft beherrschende Klasse zu sein oder später zu werden. Und ein solches Bewußtsein hatten die Bauern niemals, hatten die Arbeiter aber im Kapitalismus schon sehr früh.

Natürlich kann die Arbeiterklasse, solange sie unterdrückt ist, keine so umfassende Kultur entwickeln wie die Bourgeoisie – ich meine real, in ihren Reihen. Dazu befähigt sie sich erst im Sozialismus, aber sie ist befähigt, feste Grundlagen zu legen – im Gegensatz zu winzigen Elementarteilchen, die wieder zerstört werden, bei anderen ausgebeuteten Klassen in vorkapitalistischen Gesellschaftsordnungen. Keine vorangehende unterdrückte Klasse wäre auch fähig gewesen, entsprechende Grundgedanken des gesellschaftlichen Lebens, wie sie Marx und Engels entwickelt hatten, zu assimilieren, in die Praxis umzusetzen und dann weiterzuentwickeln. Darum sprechen wir mit Recht von einer Kultur der unterdrückten Arbeiterklasse im Kapitalismus, hätten aber Unrecht, von einer eigenen Kultur etwa der Bauern im Feudalismus zu sprechen.

Erster Teil

Hintergrund und „Große Welt“

Kapitel 1

Um 1600

Betrachten wir die Wirtschafts- und politische Karte Europas um 1600, dann scheint es schwer zu entscheiden, wie Deutschland einzuordnen ist. Noch um 1500 war Deutschland wohl eindeutig das wirtschaftlich stärkste, technisch auf vielen Gebieten fortschrittlichste Land, und seine politische Zerrissenheit spielte noch keine so große Rolle, da auch England und Frankreich noch nicht wirklich national geeint waren. Der Streit der Gelehrten beginnt erst, wenn wir die vergleichsweise Stärke ein Jahrhundert später untersuchen. Vor allem aber auch, wenn wir die Entwicklung in Deutschland selbst betrachten.

Friedrich Lütge, der sich mit der Lage Deutschlands vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges besonders beschäftigt hat, gibt eine Übersicht über die Meinungen derer, die einen wirtschaftlichen Rückgang in Deutschland lange vor dem Dreißigjährigen Krieg sehen:

„Mit am Anfang steht jenes so vorsichtig abwägende Urteil eines Mannes von der Bedeutung von W. Roscher. Er sagt (i. J. 1874): ‚Ein volkswirtschaftliches Sinken von Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jh. möchte ich nicht mit Zuversicht behaupten. Die verhältnismäßig tiefe Ruhe, die in Deutschland über 50 Jahre lang nach dem Augsburger Religionsfrieden herrschte, nur etwa durch solche Händel wie die Grumbachsen' oder – so darf man hinzufügen – die Wirren um den Stuhl des Kölner Erzbischofs, ‚unterbrochen, aber als schroffster Gegensatz zu den langwierigen schweren Kämpfen in Frankreich und den Niederlanden, mußte an sich der Volkswirtschaft günstig sein'*. Es sind also nicht materialfundierte Forschungen, sondern allgemeine historische Überlegungen, die ihn zu dieser Vorstellung führen. So wichtig solche Überlegungen sind, ausschlaggebend und ausreichend können sie nicht sein. Verwandt ist die Auffassung von B. Haendcke. ‚Die Grundbedingungen für das eigentliche Leben waren zu Beginn des 17. Jh. scheinbar und auch tatsächlich, je nachdem man den Standpunkt wählt, die besten. Tiefer Friede breitete seine weichen Fittiche über Deutschland. Es verfügte über einen größeren Reichtum an Menschen wie an Kapitalien als je zuvor. Gewerbe und Handel blühten. Man hatte noch nicht wahrgenommen, daß man tatsächlich von der Hand in den Mund lebte; daß der große, vorwärtsdrängende, wagende und gewinnende Zug abhanden gekommen war, und zwar allerorten. Der 30jährige Krieg rief aus diesem schönen Traume zu furchtbarem Leben'**.

Schon schroffer, allerdings auch ohne nähere Fundierung, ist die zusammenfassende Äußerung von K. Lamprecht: ‚Gewiß ist nicht zu verkennen, daß der wirtschaftliche

* *W. Roscher,* Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, 1874, S. 126. (2. Aufl. in Manuldruck 1924.)

** *B. Haendcke,* Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, 1906, S. 254.

Rückgang Deutschlands schon lange vor dem Dreißigjährigen Kriege begann. Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jh. stand die Nation unter den gegensätzlichen Wirkungen der beiden großen Ereignisse der Wende des 16. und des Anfangs des 17. Jh.: der Reformation und der großen Entdeckungen' ... Letztere hatten die Folge, nämlich die Ablenkung des Welthandels nach den Westküsten Europas, und dadurch wurde der deutschen ‚Nation die geldwirtschaftliche Grundlage ihres ökonomischen wie geistigen Lebens je länger je mehr verkürzt'*. Bei allem Respekt vor Lamprecht wird man doch nicht nur an der wie selbstverständlich angenommenen Verkürzung der geldwirtschaftlichen Fundierung des ökonomischen und geistigen Lebens zweifeln müssen, sondern auch zu fragen haben, ob die Ablenkung des Welthandels an die Westküste Europas so weittragende Konsequenzen gehabt hat und haben konnte.

R. Kötzschke weist gleichfalls auf diese Tatsachen hin, also die Entdeckungen mit ihrem Wandel in der Bedeutung der Seemächte, ebenso auf die großen Verluste, die die oberdeutschen Unternehmer bei ihren Anleihen erlitten hatten, aber dann sagt er doch in seiner so vorsichtig-abwägenden, ja bedächtigen Art, in der er Meister war: ‚Deutschlands Außenhandel und Ausfuhrgewerbe waren nun im Beginne der Neuzeit noch nicht so bedeutend, daß das Volk nicht vermocht hätte, sich ohne Katastrophe gleichsam auf wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit zurückzuziehen. In der Tat zeigte sich in der zweiten Hälfte des 16. und noch im Anfang des 17. Jh. im Lande viel behaglicher Wohlstand; auch nahm die Volkszahl zu'**.

Will man darin einen gewissen Bruch in der angedeuteten Entwicklungslinie sehen, so wird dieser durch zwei andere Stimmen, die am Schluß erwähnt seien, mehr als ausgeglichen: So ist etwa besonders überraschend scharf das Urteil von C. Brinkmann*** formuliert, der unter knappem Hinweis auf diese und einige andere Tatsachen glaubt, von der ‚Verödung Mitteleuropas' sprechen zu müssen, ‚die sich für Deutschland und Italien lange vor dem Dreißigjährigen Krieg entschied'. Da er keine nähere Begründung bringt, ist es kaum möglich, sich mit ihm kritisch auseinanderzusetzen.

Und schließlich sei H. Bechtel genannt, dessen Formulierungen wohl diese ganze Haltung in das Extrem steigern und dem Verfasser in einem besonderen Maße abwegig erscheinen. Er schließt nämlich aus dem Aufbau der östlichen Staatenwelt auf einen Abbruch der wirtschaftlichen Beziehungen, auf eine Ausschaltung Deutschlands. ‚Die Handelsbeziehungen Deutschlands nach dem Osten, die schon im frühen Mittelalter so lebhaft gewesen waren ..., wurden im 16. Jh. durch politische Standraumverschiebungen in Osteuropa fast völlig unterbunden'; und nach Erwähnung der Staatenbildungen im Ostraum fährt er fort: ‚Die letzte Möglichkeit für eine Betätigung der deutschen Wirtschaft im Osten ging mit der Aufteilung der Ukraine verloren'. Das andere Moment, das zum Niedergang führt, ist nach seiner Meinung der spanische Staatsbankerott von 1557; als Folge davon, so meint er, ‚erschütterte eine lang anhaltende Wirtschaftskrise die deutsche Wirtschaft; eine seit 1566 auf das ganze Reich von den Niederlanden übergreifende Wirtschaftsstockung verschärfte Lage ... Von dieser Untergangsstimmung

* *K. Lamprecht,* Deutsche Geschichte, Bd. VI, 4. Aufl., 1920, S. 340.

** *R. Kötzschke,* Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jh., 2. Aufl., 1921, S. 192. Auf der folgenden Seite meint er dann, daß die Steigerung der nominellen Vermögenswerte nicht von einer entsprechenden Mehrung sachlicher Güter begleitet gewesen sei, – eine kaum aufrechtzuhaltende Behauptung.

*** *C. Brinkmann,* Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 2. Aufl., 1953, S. 106.

konnte sich die Wirtschaft Deutschlands bis zum Dreißigjährigen Krieg nicht mehr erholen. Der Krieg vollendete einen seit langem eingetretenen Abstieg'*."[1]

Es ist wirklich erstaunlich, wie grundverschieden die Entwicklung Deutschlands im 16. Jahrhundert beurteilt wird. Und das drei, vier Jahrhunderte später! Und das nach einem Jahrhundert, das in die Geschichte der Geschichtsschreibung eingeht als eine Zeit des Quellenstudiums!

Und eine solch verschiedene Beurteilung durch Wirtschaftshistoriker, die gewohnt sind, mit handfesten Tatsachen umzugehen und die die Ideologie der gleichen Klasse vertreten!

Natürlich gibt es auch bei solchen Untersuchungen die Möglichkeit zu Spekulationen – etwa über die Bedeutung neuer Handelswege und die Einengung alter, eine Frage, auf die schon Engels für das Deutschland des 16. Jahrhunderts aufmerksam gemacht hatte.

Natürlich kann man die Bedeutung des Kredits für die Wirtschaft Deutschlands im 16. Jahrhundert verschieden einschätzen.

Aber so gegensätzliche Urteile wie Deutschland „verfügte über einen größeren Reichtum an Menschen wie an Kapitalien als je zuvor. Gewerbe und Handel blühten" (Haendcke) und „Verödung Mitteleuropas" (Brinkmann) sind doch selten in der Geschichtsschreibung.

Lütge selbst gehört zu denen, die die Situation in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Krieg als relativ günstig beurteilen. Er führt gegen die ungünstige Beurteilung folgende Gegenargumente an, die sich mit dem, was er als „Standard-Fehler" in der Literatur bezeichnet, beschäftigen:

„a) Die unbezweifelbare Abwärtsentwicklung mancher Handelsstädte, wie etwa Lübeck, Straßburg, Regensburg, Ulm, Konstanz, Ravensburg, später Augsburg u. a. wird allzu schnell als ein Rückgang ‚der' deutschen Volkswirtschaft angesehen, wobei die enge Blickrichtung auf eine bestimmte Stadt oder die Situation einer Reihe von Städten Pate steht. Außerdem bedeutet ‚Rückgang' ja nicht ‚Verfall', und es gilt daher, diesen Rückgang vorsichtig abzuwägen.

b) Übersehen wird dabei allzu leicht, daß andere Städte dafür aufsteigen, wie etwa Hamburg, Frankfurt, Leipzig, Danzig, Breslau, Königsberg u. a. m. Und wo dies auch gesehen wird, da wird nicht die so naheliegende Folgerung gezogen, daß es sich schon im Bereich der städtischen Wirtschaft um ausgedehnte und tiefgreifende Verschiebungen handelt. Das Bewußtsein von der Minderung bestimmter altberühmter Städte wiegt gewichtiger als das Wissen um die Mehrung anderer Städte, und so wird beides nicht richtig abgewogen. Im besonderen wird in aller Regel übersehen, daß in dieser Zeit eine Fülle von kleinen Städten und Städtchen durch Verlagerungen von Gewerbezweigen oder auch von Verlagsorganisationen eine hohe Bedeutung erringen, und daß außerdem das Gewerbe in einem großen Ausmaße sich auf dem Lande ansiedelt oder, wo es schon auf dem Lande ansässig war, sich ausweitet. Bei der herkömmlichen Betrachtung dominiert allzu sehr das Ausgehen von dem Schicksal der alten großen Handelsstädte, deren Geschichte, speziell auch wirtschaftliches Geschick durch die stadtgeschichtlichen Forschungen bekannter ist als das der kleinen Städtchen und Industrie-Dörfer.

c) Die Bedeutung mancher Spezialbereiche, wie etwa des Kreditwesens, des sog. Kapitalmarktes, wird in ganz unzulässiger Weise überschätzt.

d) Überschätzt wird im allgemeinen auch die Rolle des Handels (Groß- und Fern-

[1] *Fr. Lütge,* Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 1963, S. 344ff.

* *H. Bechtel,* Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, II. Bd., 1952, S. 65ff., 122.

handels), und dies etwa zu Lasten des Gewerbes. Die Frage, wie es um die Entwicklung der gewerblichen Produktionsverhältnisse steht, wird viel zu wenig beachtet. Sie wird im besonderen auch etwa gegenüber der sehr viel mehr in den Vordergrund gerückten Frage nach der Bergwerksproduktion zurückgestellt. Es trifft für diese Jahrhunderte nicht mehr zu, was für das Hochmittelalter galt, daß nämlich Fernhandel und Markt ausschließlich das wirtschaftliche Zentrum, den Lebensnerv der Städte abgeben. Das Gewerbe ist inzwischen von wesentlich gesteigerter Bedeutung geworden.

e) In noch größerem Ausmaß erfolgt diese Zurückdrängung und damit notwendig die Verzerrung des Bildes aber im Hinblick auf den agrarischen Sektor der deutschen Volkswirtschaft, der ja noch immer der wichtigste Bereich der gesamten Volkswirtschaft ist. Wie merkwürdig, daß die Frage nach der Agrarkonjunktur sich so ganz abgesplittert hat, man sie gewissermaßen in Isolierung betrachtet, nicht aber unter Einordnung der Land- und Forstwirtschaft in die Gesamtentwicklung, und zwar unter Zuerkennung des diesem Zweige zuzuerkennenden Vorranges! Mit anderen Worten: Man kann unmöglich etwas über die Entwicklung, das Auf und Ab der deutschen Wirtschaft aussagen, ohne den agrarischen Bereich mit heranzuziehen.

f) Und ebenso fehlt es an einer Berücksichtigung der Lebenshaltung der nicht-selbständigen Bevölkerungsschichten, also der gewerblichen wie der ländlichen Arbeiter, des Gesindes usw. Und doch steht es wohl fest, daß die Lebenshaltung dieser Schichten ein nicht unwichtiger Teil der Gesamtsituation ist. Wie unzulänglich muß es sein, nur etwa die Einkommen der Kaufherren oder gehobener Gewerbetreibender und Landwirte ins Auge zu fassen, und nicht auch den Lebensstandard breiterer Schichten! Nur wenn man etwas darüber weiß – sicher wird das Wissen angesichts der Quellenlage wohl immer unzulänglich bleiben –, läßt sich ein ungefähres Bild von der Entwicklung des Sozialproduktes gewinnen, die sich eben ja nicht nur in Preisbewegungen und in der Höhe der Unternehmereinkommen, speziell der Handelsgewinne, widerspiegelt."[2]

Was die Punkte a) und b) – über den Rückgang der Entwicklung einer Reihe von Städten den Aufschwung anderer zu übersehen – betrifft, so ist zu bemerken, daß schon v. Gülich 1830 und später Engels in seinen Auszügen aus ihm diesen Fehler vermieden haben.

Zugleich muß man aber auch fragen, ob nicht die Rolle der großen Städte für die Beurteilung der gesamten Volkswirtschaft in dieser Zeit allgemein überschätzt wird. Man muß doch mal endlich versuchen, sich ein Bild der damaligen Volkswirtschaft zu machen. Ist es richtig, wenn ich vermute – niemand anders hat überhaupt versucht, wenigstens solche Vermutungen zu machen –, daß etwa vier Fünftel der Produktion überhaupt nicht auf dem Markt erscheinen, sondern von den Produzenten selbst und denen, an die sie Abgaben zu leisten haben, verbraucht werden? Ist es richtig, daß neunzig Prozent der sogenannten Städte teils wiederum aus Eigenproduktion der Einwohner, teils durch Kauf und Verkauf auf einem lokalen Markt leben? Niemand weiß es, aber sind solche Vermutungen völliger Unsinn? Ich glaube nicht. Wer außerhalb der herrschenden Klasse – also des Adels, der oberen Kirchenhierarchie, reicher Handwerker und Kaufleute in den wenigen großen Städten – kauft mehr als einmal im Jahr Waren, die aus dem Fernhandel kommen, es sei denn Salz, das nicht überall lokal produziert wird.

Harnisch bemerkt zu diesen Ausführungen: „Vier Fünftel der Produktion kamen nicht

[2] Ebendort, S. 350f.

auf den Markt. Das bezieht sich doch auf die gesamte Volkswirtschaft? Für die gewerbliche Produktion halte ich das für beträchtlich zu hoch. Man denke an die Tuchmacher, Leineweber, Bierbrauer, metallverarbeitende Gewerbe, Bäcker usw. Für die Landwirtschaft könnte ich zustimmen in Gebieten extremer Grundbesitzzersplitterung (den ausgedehnten Realteilungsgebieten) und in Gebieten bereits voll entwickelter Gutsherrschaft mit Arbeitsrenten von mehr als zwei Tagen je Bauer und Woche. Bei den Gutswirtschaften können wir die Marktquote einigermaßen genau bestimmen, und ich würde hier (je nachdem, wie weit der Teilbetrieb geht) ein Drittel bis zu zwei Dritteln als Marktproduktion annehmen (aufgrund von Rechnungen und Taxationen aus den verschiedensten Gegenden). Bei Bauernwirtschaften (außerhalb der Gutsherrschaft und je nach der vorherrschenden Rentenform) halte ich eine Marktquote von 30–40 Prozent für das Maximum. Belegen könnte ich diese Behauptungen nur in einem größeren Aufsatz. Ich halte vier Fünftel auch deswegen für zu hoch, weil ich aus zahlreichen Erbverträgen von Bauernfamilien aus verschiedenen Gegenden immer wieder ersehen habe, daß sie Tuche kaufen und auch Leinen (wohingegen sie den Flachs noch selbst spinnen). Die Bauern waren also ein Markt für Textilprodukte, und um diese kaufen zu können, mußten sie eine Marktproduktion leisten. Sobald ihnen die feudale Ausbeutung etwas mehr Spielraum ließ, findet sich dann in den Erbschlichtungen Kleidung aus englischem Tuch verzeichnet, Messing- und Kupfergeschirr, selbst Silberschmuck. Die Lage der Bauern war um 1600 eben wirklich sehr differenziert."

Natürlich beziehen sich meine Ausführungen auf die gesamte Volkswirtschaft. Was die Käufe der Bauern auf dem Markt betrifft, so geht Harnisch von Erbverträgen aus. Frage: Wieviele Bauern machten Erbverträge? Großbauern sicherlich – siehe auch die Gegenstände, die Harnisch aus den Erbverträgen nennt –, aber schon Mittelbauern und gar Kleinbauern? Und wenn die Bauern, sagen wir, zehn Prozent ihrer Produkte auf dem Markt verkauften, dann kauften sie vielleicht für ein Achtel des Erlöses Waren; der Rest ging auf die Zahlung von Geldrenten. Die Geldrenten aber wurden vom Feudalherren (auch der Kirche) zu einem beachtlichen Teil für Lohnzahlungen verwendet, erschienen also nicht auf dem Warenmarkt, und der ausgezahlte Lohn wurde, etwa beim Gesinde, aber auch sonst, wieder als „Steuern" oder Geldrente vom Feudalherrn eingezogen. (Eine Ausnahme machen spezialisierte Wein- und Obstbauern, die einen Großteil ihrer Produktion auf dem Markt verkauften.)

Was aber die Städter betrifft, so war natürlich der Anteil ihrer Produktion, der auf dem Markt erschien, weit, weit höher als auf dem Lande. Aber auch nicht so hoch, wie vielfach angenommen wird. Man muß doch sehen, daß ein Großteil der Handwerker einen beachtlichen Teil ihrer eigenen Lebensmittel produzierten – wohl gemerkt, ich meine nicht die Ackerbürger, die auch ein Handwerk betreiben können. Die meisten Ratsherren, Handwerker und Händler hatten eigene Gärten, Viehställe und Felder. Bücher stellt mit Recht fest: „Zunächst wird Niemand, der sich mit diesen Dingen eingehender beschäftigt hat, sich des Eindrucks haben erwehren können, daß das mittelalterliche Städteleben sich sozusagen in einer durchaus ländlichen Atmosphäre bewegt. In den Frankfurter Gesetzbüchern des XV. Jahrhunderts sind die Rathsbeschlüsse, welche sich mit der Regelung der Landwirthschaft beschäftigen, fast ebenso zahlreich wie diejenigen, welche Gewerbe und Handel betreffen."[3] Und was Bücher für das 14. und

[3] *K. Bücher,* Die Bevölkerung von Frankfurt am Main im 14. und 15. Jahrhundert, Bd. 1, Tübingen 1886, S. 261f.

15. Jahrhundert feststellte, gilt zum größten Teil auch noch für das 16. Jahrhundert und die von uns behandelte Zeit. Georg Adler zitiert, daß es als ungehörig galt, wenn „der bürgersmann nit dafür sorge, daß er eigen hausvieh habe, und alles fleisch und die milch kaufen müsse". „Selbst ärmere Bürger halten für den Hausbedarf an Fleisch wenigstens ein paar Kühe oder Schweine" findet Adler.[4] Die Schweinehaltung – manche Handwerker hielten zehn und mehr Schweine – wurde öfter nur mit Rücksicht auf den Straßenzustand, die Wasserhygiene sowie die häufig direkt an der Straße angelegten Ställe beschränkt. Seltener beschränkt war die Schafhaltung.[5] „Die meisten Häuser waren mit Höfen und Wirthschaftsgebäuden versehen; vielfach gingen die Viehställe nach der Straße. Bekannt sind die Verordnungen über das Umhertreiben der Schweine. Überall lagen die Misthaufen vor den Häusern, und die zahlreichen Rathsbeschlüsse, welche auf Beseitigung dieses Übelstandes wenigstens in der Altenstadt hinausliefen, konnten noch gegen Ende des XV. Jahrhunderts nur mit gewissen Einschränkungen aufrecht erhalten werden."[6] Zu unserer Zeit waren die Rathsbeschlüsse wohl etwas wirksamer, aber die Selbstversorgung mit Fleisch und Milch wie Käse dauerte an.

Das heißt, meine Schätzung, daß vier Fünftel der gesamten Produktion nicht auf den Markt kamen, erscheint mir nicht übertrieben. Jedoch wird es noch ausführlicher Untersuchungen bedürfen, bis wir zu einer einigermaßen gesicherten Zahl kommen. –

Natürlich sind die Städte wichtig, ja wohl entscheidend als Zentren der Kultur eines Großteils der herrschenden Klassen – aber auch das trifft nur für die wenigen größeren Städte zu.

Natürlich sind die Städte in unserer hier betrachteten Zeit wichtig in Projektion für die Zukunft um 1800 und später.

Natürlich waren die großen Städte in der vorangehenden Zeit wichtig als eine von mehreren Triebkräften des Fortschritts.

Aber ich glaube, man kann sagen: Für die Gestaltung des Alltags der überwältigenden Anzahl der Bevölkerung Deutschlands spielten die größeren Städte, über deren Entwicklung die hier genannten Historiker streiten, praktisch keine Rolle – es sei denn, was selten genug war, ein Territorialfürst residierte in ihnen.

Lütges Punkte c) und d) – Überschätzung des sogenannten Kapitalmarktes und des Handels – treffen auf unsere Zeit völlig zu. Sicher spielen Kapitalmarkt und Handel eine gewisse Rolle für die Herausbildung von einzelnen Gewerbezweigen auf dem Lande und für den Großhandel mit landwirtschaftlichen Produkten, die manche Grundherren verkaufen. Sicher spielen sie eine entscheidende Rolle in den wenigen Großstädten. Und sicher beginnt in unserer Zeit die merkwürdige Wandlung, daß, während ihre Rolle für die gewerbliche Produktion in den großen Städten geringer wird, diese für die gewerbliche und landwirtschaftliche Produktion außerhalb der großen Städte größer wird. Aber im ganzen hat Lütge recht, daß sie von den Historikern, einschließlich der Wirtschaftshistoriker, für das 16. Jahrhundert und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland überschätzt werden.

Und gar nicht genug kann betont werden, wie völlig recht Lütge hat mit Punkt e),

[4] *G. Adler*, Die Fleisch-Teuerungspolitik der deutschen Städte beim Ausgang des Mittelalters, Tübingen 1893, S. 6.

[5] Vgl. dazu auch *E. Schmauderer*, Studien zur Geschichte der Lebensmittelwissenschaft, Wiesbaden 1975, S. 79ff.

[6] *K. Bücher*, a. a. O., S. 263f.

und recht hat er auch, wenn er in einer Fußnote als prächtige Ausnahme die Arbeiten von W. Abel nennt; heute sollte man die hervorragende Gruppe der Agrarhistoriker in der DDR hinzufügen. Man kann, in der Tat, die Bedeutung der Landwirtschaft für die Gesamtentwicklung der Wirtschaft im 16. Jahrhundert nicht hoch genug einschätzen. Und dabei ist es völlig gleichgültig, ob es sich um eine nach 1525 sich in Deutschland mehr und mehr refeudalisierende oder, wie in England, um eine allmählich kapitalistisch werdende Landwirtschaft handelt. Ja, ich möchte noch weitergehen und formulieren: Ohne ein Studium der Stadtentwicklung zwischen 1525 und 1625 würde uns manches in der Entwicklung Deutschlands in dieser Zeit entgehen. Ohne ein Studium der Landwirtschaft würde uns alles entgehen.

Insbesondere auch hinsichtlich der von Lütge unter f) angeschnittenen Problematik, der Frage der Einkommensgestaltung der „nicht-selbständigen Bevölkerungsschichten" – und fügen wir hinzu: vor allem auch der Lebenshaltung der kleinen Bauern.

Lütge meint abschließend über die Entwicklung des Sozialprodukts: „Zweifellos werden wir niemals auch nur annähernd ausreichende Zahlen für eine Berechnung des Sozialproduktes dieser Zeit (mit Vergleich zu früherer und späterer Zeit) gewinnen können. Es wird nur übrig bleiben, durch möglichst zuverlässige Erfassung einiger Hilfsdaten einen gewissen Anhalt zu gewinnen. Dabei ist nicht nur zu denken an Produktions-Entwicklungen im agrarischen und gewerblichen Bereich, sondern man würde sicher weiterkommen, wenn man durch systematische Durchsicht der Angaben in Testamenten, Übergabeverträgen, Steuerverzeichnissen usw. eine im Vergleich zum gegenwärtigen Stand der Forschung zuverlässige Vorstellung von der Vermögensbildung breiterer Volksschichten erhalten könnte. Ein gewisser Optimismus erscheint im Hinblick auf die zu erwartenden Ergebnisse gerechtfertigt zu sein. Nun wird man allerdings zwischen einem absoluten und einem relativen Anwachsen des Sozialproduktes zu unterscheiden haben, – relativ, d. h. in Beziehung gesetzt zum Bevölkerungswachstum. Mit aller Vorsicht wird man wohl sagen können, daß bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinein wohl sicher ein absolutes Ansteigen angenommen werden kann, aber von entscheidender Bedeutung wird es sein, ob sich auch ein relatives Ansteigen nachweisen läßt. W. Abel ist aufgrund seiner Untersuchungen über den agrarwirtschaftlichen Bereich zu dem Ergebnis gekommen, daß – eben angesichts der Bedeutung des agrarischen Sektors für die gesamte Volkswirtschaft – das Sozialprodukt im Verlaufe des 16. Jh. wahrscheinlich pro Kopf der Bevölkerung, also relativ, sank. Das ist ein gewichtiges Urteil, aber es wird wohl noch weiterer Untersuchungen bedürfen, um zu einer – soweit sie überhaupt möglich ist – endgültigen Klärung zu kommen."[7]

Wie aber vergleicht sich Deutschland in der internationalen Entwicklung? Daß es um 1500 an der Spitze in Europa stand, scheint mir kaum zweifelhaft – eine Auffassung, die auch durch seine politische Entwicklung gestützt wird: erlebte doch Deutschland mit dem Bauernkrieg die ersten Anfänge einer bürgerlichen Revolution in Europa.

Was die Zeit um 1600 betrifft, so ist vor allem ein Vergleich mit England von großer Bedeutung, da nur dieses als ernster Konkurrent in dem Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Krieg in Frage kommt. Heinrich Cunow urteilt so:

„Obgleich demnach die englische Wirtschaftsentwicklung im Vergleich zur deutschen sich am Schlusse des 16. Jahrhunderts als rückständig erweist, finden einige englische Wirtschaftshistoriker, daß schon damals England wenigstens insofern vor Deutschland

[7] *Fr. Lüdge*, a. a. O., S. 362 f.

einen großen Vorsprung gehabt hätte, als seine Kapitalsbildung viel weiter vorgeschritten gewesen sei und daher seine finanzielle Stärke diejenige Deutschlands übertroffen hätte.

Auf diese Behauptung hat mit Recht schon Richard Ehrenberg in seinem Buch ‚Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth' (S. 2) geantwortet:

‚Ebenso läßt sich feststellen, daß der Reichtum Deutschlands an Geldkapital im 16. Jahrhundert ein weit größerer war, als derjenige Englands. Der Venezianer Giovanni Micheli schätzte 1557 das Vermögen der reichsten englischen Kaufleute mit 50 000 bis 60 000 Pfund Sterling oder 200 000 bis 240 000 Dukaten. Soviel besaßen, nach Ausweis der noch erhaltenen Geschäftsbücher, damals schon Augsburger Handelshäuser zweiten Ranges; das Vermögen der Fugger belief sich, wie ich aus ihren Büchern ersah, 1546 auf 4¾ Millionen Gulden oder fast 3½ Millionen Dukaten. Die englische Krone mußte ihre Anleihen bis zum Ausbruch der niederländischen Wirren in Antwerpen aufnehmen. Als dies nicht mehr ging, hatte selbst eine Elisabeth oft die größte Mühe, ihre außerordentlichen Geldbedürfnisse durch inländische Anleihen zu decken, was nicht immer gelang. Die deutschen Kaufleute verfügten dagegen über so große Geldkapitalien, daß sie nicht nur dem Kaiser, sondern auch seinen Feinden, den Königen von Frankreich, wie überhaupt den meisten europäischen Potentaten, einschließlich der Beherrscher Englands, viele Jahrzehnte lang den größten Teil der für ihre Rüstungen und Kriege nötigen Geldmittel leihen konnten.' ...

Vergleichen wir, wie sich ein Jahrhundert später, also am Schlusse des 17. Jahrhunderts, die deutschen und englischen Wirtschaftsverhältnisse gestaltet hatten, so ergibt sich allerdings ein ganz anderes Bild: Deutschlands Wirtschaftszustände sehen im Vergleich zu denen Englands geradezu kümmerlich und armselig aus. Fast gewinnt man den Eindruck, als wäre Deutschlands Entwicklung inzwischen auf einem Umwege zu den Zuständen einer längst vergangenen Zeit, der Zeit nach dem Niederwurf des großen Bauernaufstandes, zurückgekehrt."[8]

Für Cunow und andere ist die Zeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts weit unterlegen der zu Ende dieses Jahrhunderts, und auch international gesehen steht Deutschland um 1600 gut da.

Ganz anders sehe ich die Situation – allerdings mit dem ganz großen Vorteil gegenüber Cunow, daß inzwischen viele Studien über eine zu Cunows Zeiten noch praktisch unbekannte industrielle Revolution, die zwischen, wie Nef sie datiert, 1540 und 1640 in England stattgefunden hatte, vorliegen. In meinem Buch über Vier Revolutionen der Produktivkräfte schrieb ich:

Um 1500 stand England in der gewerblichen Produktion hinter Frankreich und Deutschland, Italien und Holland zurück. Um 1640 stand es an der Spitze Europas. Eine industrielle Revolution hatte England schnell und weit vorangetrieben.

Ich glaube, ich hatte nicht ganz recht, als ich in meiner Geschichte der Lage der Arbeiter schrieb:

„Mit Recht sprechen Nef und zahlreiche andere von einer industriellen Revolution. Neue Produktivkräfte wurden eingesetzt, die nur unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen wirksam sein konnten. Schon zuvor bestehende zerstreute und zentralisierte Manufakturen wurden erweitert. Der Bergbau wurde durch die breite Aufnahme der Förderung von Kohle zu einem auch durch die Zahl der Beschäftigten bedeutsamen Wirtschaftszweig. Die Zahl der Lohn-Handarbeiter nahm sehr beachtlich zu.

[8] *H. Cunow,* Allgemeine Wirtschaftsgeschichte, 3. Bd., Berlin 1929, S. 480f.

Aber es entstanden nicht wie in der Industriellen Revolution neue Schichten und Klassen, während alte zugrunde gerichtet wurden. Die soziale Bedeutung der industriellen Revolution des 16. Jahrhunderts bestand vor allem in der Ausbreitung und Festigung des gewerblichen Kapitalismus, wie ihn das 15. Jahrhundert bereits, wenn auch in wesentlich kleinerem Maßstab und auch in durchschnittlich kleineren Betrieben, kannte.

Darum bleiben wir dabei, für die Wende des 18. Jahrhunderts den spezifischen Ausdruck Die Industrielle Revolution zu verwenden, während wir mit Recht im 16. Jahrhundert von einer industriellen Revolution sprechen." *

Wohl meine ich auch heute noch, daß wir den Ausdruck Die Industrielle Revolution für das, was mit der Einführung der Maschine in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England und darauf auf dem europäischen Kontinent und in den USA geschah, aufsparen sollten. Aber es ist nicht richtig, daß mit der industriellen Revolution im 16. Jahrhundert nicht neue Klassen und neue Schichten entstanden, und es ist auch nicht richtig, daß der nichtlandwirtschaftliche Kapitalismus des 16. Jahrhunderts im wesentlichen nur in einer „Ausbreitung und Festigung des gewerblichen Kapitalismus" des Typs des 15. Jahrhunderts etwa in Italien oder Deutschland, wenn auch in wesentlich größerem Maßstab und auch in durchschnittlich größeren Betrieben, bestand.

Neue Klassen und Schichten waren landwirtschaftliche Kapitalisten, waren städtische Produzenten und Kaufleute als Großgrundbesitzer, waren Grundbesitzer in städtischen Geschäften. Neue Klassen und Schichten waren zahlreiche freie Arbeiter, die in Manufakturen und Bergwerken und als Landarbeiter beschäftigt waren und Zehntausende von Vagabunden, Bettlern oder Gelegenheitsarbeitern, die durch das Land zogen ...

Die sich gegen die feudalen Produktionsverhältnisse empörenden Produktivkräfte der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert wurden auf dem Kontinent von neuem gefesselt und unterdrückt: im Deutschland im Gefolge des verlorenen Bauernkrieges, in Frankreich, da der Absolutismus, der als Balance zwischen Adel und Bürgertum entstanden war, sich schließlich nicht wie in England mit einem verbürgerlichten Adel und dem Bürgertum, sondern mit einem zentral gezähmten feudalen Adel verband, in Rußland, wo die Frage der Zentralisierung der Herrschaft schon deswegen auf feudale Weise gelöst werden mußte, weil die Produktivkräfte noch zu unentwickelt waren, um zu einer wirksamen Empörung kommen zu können, in den italienischen Stadtstaaten des Nordens, in denen sich zwar zuerst im Schoße des Feudalismus Elemente, erste Anfänge kapitalistischer Produktion herausgebildet hatten, da diese dem „feudalen Bollwerk" der Kirche und feudalen Fehden erlagen, in Spanien und Portugal, da dort das Handelskapital niemals eine Wurzel in der Produktion hatte fassen können.

Überall siegte das feudal-zünftlerische Handwerk in der nicht-landwirtschaftlichen Produktion, überall wurden die feudalen Fesseln in der Landwirtschaft wieder angezogen. Überall entstand eine feudal-staatliche Wirtschaftsbürokratie, die statt zu regeln regulierte und so die Entwicklung in jeder Weise behinderte.

Darum ist für das 16. und 17. Jahrhundert zwar eine vergleichende Wirtschaftsgeschichte Europas möglich; auch eine vergleichende Wirtschaftsgeschichte der Lockerung feudaler Fesseln und des Entstehens erster kapitalistischer Elemente im 15. Jahrhundert; jedoch keine chronologisch vergleichende Wirtschaftsgeschichte der ersten indu-

* *J. Kuczynski,* Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 22, Berlin 1964, S. 55.

striellen Revolution, die kapitalistische Produktionsverhältnisse schafft. Die erste industrielle Revolution war wohl über 200 Jahre lang auf England beschränkt. ...

Natürlich gibt es auch auf dem Kontinent im 16. und 17. Jahrhundert Manufakturen. Natürlich bestehen gewisse kapitalistische Elemente aus dem 15. Jahrhundert weiter und neue entwickelten sich. Unter einer Masse bedrückenden feudalen Schlamms ging es latent ein wenig vorwärts. Aber vor der Mitte des 18. Jahrhunderts kann nicht von einer industriellen Revolution der Produktivkräfte auf dem europäischen Kontinent gesprochen werden.[9]

Es kann meiner Ansicht nach kein Zweifel darüber bestehen, daß England um 1600 Deutschland wirtschaftlich und politisch beachtlich überlegen war. Und zwar nicht nur in der „industriellen" Produktion, die in dem mehr und mehr kapitalistisch wirtschaftenden England zwischen 1550 und 1650 eine rasch zunehmende Rolle spielte – im Gegensatz zu Deutschland –, sondern auch in der landwirtschaftlichen Produktion. Und weiter: Mit der rapiden Entwicklung des Bergbaus, vor allem des Kohlenbergbaus, und der Verarbeitung von Wolle im eigenen Lande – kapitalistische Manufakturen! – fand eine beachtliche Umgestaltung der Landschaft statt: Breite gewerbliche Inseln entwickelten sich in landwirtschaftlichen Gebieten, ohne daß jene notwendigerweise die Gestalt von Städten annahmen. Von all dem kann in Deutschland kaum die Rede sein.

Was Frankreich betrifft, so ist die politische Überlegenheit in Anbetracht des Grades seiner nationalen Einigung und der territorialen Machtzersplitterung Deutschlands ebenfalls zweifellos; was aber den wirtschaftlichen Vergleich betrifft, so haben wir noch nicht genügend Daten, um zu einer schlüssigen Beurteilung zu kommen.

In der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg, die wir im folgenden ein wenig näher betrachten, war die Landwirtschaft der überwältigend bedeutsame Wirtschaftszweig. Auch handwerkliche Arbeit wurde überwiegend auf dem Lande entweder von Bauern (Mann und Frau!) oder von Handwerkern, deren Familien oft auch Land bestellten, ausgeübt. Und selbst viele Stadtbewohner waren landwirtschaftlich tätig. Von den vielleicht 14 Millionen Einwohnern Deutschlands (im Umfang des Deutschen Reichs von 1871) waren weit mehr als 13 Millionen landwirtschaftlich beschäftigt.

Auch muß man folgendes bedenken. Der Ausdruck Stadt für unsere Zeit hat wenig mit dem zu tun, was wir heute unter Stadt verstehen. Es gab damals – so behaupten jedenfalls viele Historiker, wirklich gezählt hat sie niemand – wohl an 3000 Städte in Deutschland (wohl einschl. Österreich?), das heißt Orte, die irgendwie rechtlich Städte waren.

Von diesen 3000 Städten hatte aber die überwiegende Mehrheit weniger als 100 Familien im Durchschnitt als Einwohner. Ihre Häuser waren im Bau vielfach denen von Bauernhäusern gleich, und ihre „Strassen" unterschieden sich oft weder durch die Kleidung der Menschen noch durch das Vieh, das sie bevölkerte, von den Dorf„strassen".

Ein Handwerksgeselle oder Händler, der eine solche Stadt durchwanderte bzw. durchfuhr, konnte wahrlich nicht vom Äußeren her unterscheiden, ob es sich um ein großes Dorf oder um eine kleine Stadt handelte, zumal auch Dörfer bisweilen Rathäuser hatten.

Es war Gerhard Heitz, der unsere Historiker als erster auf die Notwendigkeit einer

[9] *J. Kuczynski*, Vier Revolutionen der Produktivkräfte, Berlin 1975, S. 13 und 31f.

gründlichen Untersuchung der feudalen Klein- und Mittelstädte aufmerksam gemacht hat. Mit Recht sprach er – und das meinte er allgemein für alle Historiker in allen Ländern – von einer „trostlosen Forschungslage zur städtischen Wirtschaftsgeschichte des Spätfeudalismus“[10], und ging mit dem guten Beispiel einer Untersuchung der kleinen mecklenburgischen Landstädte voran. Doch auch noch elf Jahre später hatte sich die Forschungssituation wenig geändert, und er mußte, eingebaut in eine Kurzcharakteristik der Städte, die wir wegen ihrer Präzision in unserem Zusammenhang wichtiger Stadtkennzeichen an den Anfang unserer Hinweise (mehr sind es nicht) stellen, schreiben: „Ich habe bei Erörterung des Klassenkampfes schon darauf aufmerksam gemacht, daß die überwiegend kleinen Städte als Zuflucht abziehender Bauern nur im Ausnahmefall in Frage gekommen sein dürften; jedenfalls lassen die Quellen einen solchen Schluß klar zu. Aber es muß darüber hinaus noch betont werden, daß die große Mehrzahl dieser Städte sich nach der Größenordnung und Struktur vom platten Lande wenig unterschied, daß ‚ihre Verfassung‘ städtische Elemente nur in ganz bestimmten Grenzen aufzuweisen hatte und daß hier die Stadtgeschichtsforschung mit ihrer Konzentration auf große Städte und großen Handel uns einfach im Stich läßt. Es darf deshalb diese durch Rückständigkeit, Enge und kleine Produktivkraft, durch Handwerk also und Nahmarktfunktion bestimmte Struktur der Mehrzahl spätfeudaler Städte von der Einschätzung der Periode der zweiten Leibeigenschaft im Ganzen nicht getrennt, sie muß vielmehr geradezu als ein entscheidendes Kriterium für diese Einschätzung genommen und gewertet werden. Daß dabei in den untersuchten Gebieten die Städte nach Zahl und Dichte, Größe und Bedeutung, Struktur und Funktion keineswegs einheitlich gestaltet sind, ergänzt nur unsere früheren Aussagen, und daß sich der städtische Bereich qualitativ auf die Gestaltung der ländlichen Verhältnisse auswirkt, ist ebenso bekannt und soll unterstrichen werden. Auch in den weiter entwickelten Gebieten Kursachsens hat die Stadt im 17. und 18. Jh. keine prinzipiell andere Rolle als in den gutsherrschaftlichen Gebieten gespielt. Es sei nur daran erinnert, daß auch in den durch Bodenschätze begünstigten Territorien der Bergbau im Spätfeudalismus nicht mehr von erheblicher Bedeutung war, so daß diese die großen regionalen Unterschiede des 15. und 16. Jh. begründende Besonderheit erst wieder seit dem Ausgang des 18., insbesondere seit dem Beginn des 19. Jh. wirksam werden konnte. Selbst in dem gewerblich weiter entwickelten Sachsen wird nur ein geringer Teil der kleineren Städte von der Manufakturentwicklung erfaßt.*“[11]

K. Vetter, der, den Anregungen von Heitz folgend, ähnliche Untersuchungen in der Kurmark machte, kommt zu dem Ergebnis: „Eine durch die Problemstellung von Heitz angeregte Untersuchung der Mediatstädte des ehemaligen kurmärkischen Kreises Lebus hat ein völlig ungewohntes Bild städtischer Verhältnisse ergeben.** Für die feudale

[10] *G. Heitz,* Zur Rolle der kleinen mecklenburgischen Landstädte in der Periode des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus, in: „Hansische Studien“, Berlin 1961, S. 121.

[11] *G. Heitz,* Zum Charakter der „Zweiten Leibeigenschaft“, in: „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, Jg. XX, Heft 1, Berlin 1972, S. 39.

* *R. Forberger,* Die Manufaktur in Sachsen, Berlin 1957, Tabellenanhang.

** *K. Vetter,* Die Mediatstädte des ehemaligen kurmärkischen Kreises Lebus im 17. und 18. Jahrhundert. Untersuchungen zur Verfassung, Wirtschaft und Sozialstruktur, Phil. Diss. Berlin 1966; ders., Die soziale Struktur brandenburgischer Kleinstädte im 18. Jahrhundert, untersucht am Beispiel der landesherrlichen Mediatstädte des ehemaligen kurmärkischen Kreises Lebus, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1969, T. II.

Stadt als typisch angesehene Qualitätsmerkmale wie die wirtschaftliche Sonderstellung im agrarischen Umland, die Stellung der Stadt als selbständige juristische Person, die sich im Besitz der vollen Rechtsfreiheit befindet, die Ratsverfassung und die höhere gesellschaftliche Qualität der Einwohnerschaft im Rahmen der Feudalordnung besaßen die Lebuser Mediatstädte nicht oder nur in schwachen Ansätzen."[12]

Reißner stellt für Kursachsen fest: „Die Einwohner der kleinen Städte Frohburg, Lobstädt und Kohren waren Untertanen eines Grundherrn und mußten in der Periode der zweiten Leibeigenschaft auch Beschränkungen ihrer Freizügigkeit hinnehmen und prinzipiell gleiche feudale Verpflichtungen erfüllen wie die Dorfbewohner. Ihnen fehlten genauso wie den brandenburgischen Mediatstädten typische Qualitätsmerkmale der Stadt. Trotz einiger städtischer ‚Gerechtsame, wie das Marktrecht und das Recht ihrer Bürger auf Ausübung eines Handwerks', waren sie nach ihren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen große Dörfer."[13]

Auch Bader weist auf die so häufig geringe Unterschiedlichkeit von Kleinstädten und Dörfern hin und bemerkt einige bisher kaum beachtete Ähnlichkeiten in ihrem Schicksal – wie etwa die Tatsache, daß Kleinstädte genau wie Dörfer wüstgelegt und untergegangen sind, andere, genau wie Dörfer, als Siedlungen ihren Standort gewechselt haben. Ferner bemerkt er: „Aber auch größere Städte unterscheiden sich nicht so ausnahmslos und vollständig vom Dorf oder von der ländlichen Siedlung überhaupt, wie man nach der in der Stadtrechtsgeschichte vorherrschenden Auffassung annehmen könnte."[14]

Ganz deutlich und in gewisser Weise naiv, da er gar nicht die Bedeutung seiner Ausführungen für die sogenannte Stadtgeschichte der Feudalzeit erkennt, bemerkt Kraaz:

„Alle anhaltischen Städte betrieben zur damaligen Zeit den Ackerbau als einen der Hauptnahrungszweige und stehen mit den fürstlichen Vorwerken mit wenigen Ausnahmen in einem ähnlichen Konnex, wie die Dorfschaften, in betreff der Dienstpflicht. Die Standeseinteilung in ‚Ackermänner' (Vollspänner), Halbspänner und Kothsassen gleicht der der Dorfbewohnerschaft so sehr, daß man die damaligen Städte mit vollem Recht als große, privilegierte Dörfer bezeichnen kann.

Die Dienste sind auf Grund besonderer Privilegien bei einigen dieser Ackerstädtchen nicht so hoch, wie die der Dorfschaften; wo jedoch solche fehlen, ist die Lage des Bürgermannes durchaus nicht vorteilhafter, als die des Bauern. Das kleine Bergstädtchen Harzgerode scheint besonders stark belastet gewesen zu sein. Die Dienstverpflichtung der Handfroner war ungemessen, ungeachtet einer jährlichen Dienstgeldzahlung: ‚Dürfen aber daneben mehr nicht thuen, als was man sie heißet', sagt der Amtsschreiber bezeichnend, ‚ja auch Hunde- und andere Ställe zu misten, müssen nach Schielo, Birnbaum zu Herrendienst lauffen, welches dem Landknecht gebühret, und seind recht arme gezwungene Leuth, denn es falle vor, was da wolle, so müssen die Harzkeroder fort. Und ist gleichwohl nicht ohne, daß sie nicht alleine der fürstlichen Herrschaft und derselben Amt dienen und volgen müssen, besonderen haben auch des Raths Baudienste und die

[12] *K. Vetter*, Die sozialen Verhältnisse in brandenburgischen Mediatstädten im 17./18. Jahrhundert, in: „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", Heft 8, Berlin 1970, S. 1062.

[13] *M. Reißner*, Die Gerichte in den Rittergütern des Amtes Borna im 17. und 18. Jahrhundert – ihre Sozialstruktur, ihre Organisation und Funktion im spätfeudalen Staat, Diss. Leipzig 1973, S. 215.

[14] *K. S. Bader*, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, Bd. 1, Weimar 1957, S. 231f.

Gemeine Nachbarrechte uf dem Halse, daß in dem Fall die Bauern ufm Landte und die vor den Thoren wohnen, viell besser sitzen, welche ihre gewisse Dienste haben und hernach Frieden haben, bekommen dazu ihr Brod, die Bürgerschaft aber nichts, daß also gantz kein Wunder woher die große Armut in diesem Städtlein erwachse und komme, sinthemal solche vielfaltige Dienste nicht eine geringe Steuer der armen Leute ist.' (Saalbuch Harzgerode 1602.)

In den meisten Städten fehlt allerdings die Geschlossenheit der Vollspännergüter, die Äcker sind ‚freie Erbäcker', damit steht auch den Ackerbürgern frei, ‚auszuspannen', d. i. ihr Spannwerk abzuschaffen, indeß muß jeder, solange er Pferde hält, den vollen Dienst leisten.

(So im Amt Nienburg und Bernburg.) Das Saalbuch Sandersleben sagt: Die Bürger von Sandersleben ‚berufen sich auf die Aus- und Anspannbefreyunge, sie wollen keine gewisse Ackerleute sein'. Sie müssen aber ein bestimmtes Stück Vorwerksland besorgen, ‚wieviel es auch seien'."[15]

Und dann gibt Kraaz wenige Seiten später noch einen erstaunlichen Auszug aus einem Schreiben der Regierung des Fürstentums vom Jahre 1614, in dem sie erklärt, sie sei sich „wohl bewußt, daß die Leute in Städten und Dörfern bishero sich sehr des Rodens befließen und viel Rodelandt zu ihren Äackern und Wiesen gebracht."

Die Städter fronen und roden genau wie die Dorfbewohner, ja auch ungemessene Dienste gibt es für die Städte, und von irgendwelcher Stadtluft, die frei macht, ist wahrlich nichts zu merken.

Und auch da, wo Stadtluft frei macht, trifft das nicht für die Stadt als Grundherren bzw. für die Bauern auf dem der Stadt gehörenden Grund und Boden außerhalb der Stadtmauern zu.[16]

Doch auch folgendes ist von der „freien Stadtluft" zu berichten: „Die Städte (in Sachsen – J. K.) beklagten sich auf dem Landtage von 1609, daß der Adel es wage, die Kinder seiner Untertanen, die in den Städten Dienst genommen hätten, auf das Land abzufordern, und daß er, falls diese nicht bereitwillig ihrem Rufe Folge leisteten, dann die Eltern mit Gefängnis und anderen Strafen zwänge, ihre Kinder aus den städtischen Diensten zu nehmen."[17]

Die bürgerlichen Forscher haben sich viel Mühe gegeben, eine Definition der Stadt in der Feudalzeit zu finden. Manche fanden sie in dem Recht, eine Stadtmauer zu bauen,[18] was wahrlich unsinnig ist, da wir sowohl ummauerte Dörfer wie Städte ohne Mauern finden und vor allem, da das Recht zur bewaffneten Wehr an sich schon ungeeignet zur Charakterisierung einer wirtschaftlichen Siedlungsorganisationsform ist. Wir haben auch festgestellt, daß die alte Charakterisierung „Stadtluft macht frei" ebenfalls nicht zutrifft. Richtiger erscheinen mir die Charakteristika des Marktes und der Häufung von Handwerkern. Wenn man dem entgegnen möchte, daß man dann „Marktflecken" und Städte nicht mehr unterscheiden könne, dann soll man eben diese Unterscheidung aufgeben.

[15] *A. Kraaz,* Bauerngut und Frondienste in Anhalt vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Jena 1898, S. 105f. und 122.

[16] Vgl. dazu etwa *R. Rodigast,* Besitzrecht und persönliche Rechtstellung der Greifswalder Stadtbauern im 17. und 18. Jahrhundert, in: Greifswald-Stralsunder Jahrbuch, Bd. 11, Weimar 1977.

[17] *R. Wuttke,* Gesindeordnungen und Gesindezwangsdienst in Sachsen. Leipzig 1893, S. 47.

[18] *W. Gerlach,* Über den Marktflecken- und Stadtbegriff im späteren Mittelalter und in neuerer Zeit, in: Festgabe Gerhard Seeliger zum 60. Geburtstage, Leipzig 1920.

Einen solchen Gedanken verwandten Weg geht Schmauderer, wenn er als ein Kriterium die Gestaltung des Lebensmittelrechts vorschlägt und seine entsprechenden Ausführungen schließt: „Dieser knappe Querschnitt möge genügen, um zu zeigen, wie an Hand des Lebensmittelrechts ein Eindruck vom Übergang der dörflichen zur städtischen Struktur gewonnen werden kann."[19] Je weniger ländlich die Stadt, je größer die Stadt, desto häufiger und ausführlicher sind Bestimmungen, die Lebensmittelwirtschaft betreffend.

Walter Gerlach und andere geben sogar Beispiele dafür, daß der gleiche Ort in den Dokumenten der Zeit bald Stadt, bald „Flecken", bald Dorf genannt wird; auch den Ausdruck „Städtlein"[20] gibt es. Wenn Gerlach seine Ausführungen damit endet, daß er meint, „bis zu einem gewissen Grad blieb der Stadtbegriff fließend", so sollte man ruhig hinzufügen, daß er auch bis in den Dorfbegriff hineinfließen konnte.[21]

Das heißt natürlich nicht, daß die größeren Städte sich nicht scharf vom Dorf unterschieden. Sie unterliegen in unserer Zeit schon lange nicht mehr irgendwelch größerem Einfluß von feudalen Grundherren und noch nicht in stärkerem Maße dem Einfluß der Territorialherren. Ihre herrschende Klasse setzt sich mit jeweils wechselnder Stärke aus Kaufleuten und Handwerkern zusammen.

Doch ihre Zahl ist gering, ihre Bevölkerung ist verschwindend klein im Vergleich zur Gesamteinwohnerzahl Deutschlands. Auch sind sie es nicht, unter deren Werktätigen sich die neue Gesellschaft vorbereitet. Aus den größeren Städten kommt nur das Kapital, mit dessen Hilfe sich, wie wir noch sehen werden, auf dem Lande die neuen Produktionsverhältnisse ganz langsam entwickeln werden.

Gar von vor-proletarischen Schichten in den Städten zu reden, erscheint mir völlig verfehlt. Entweder spricht man, wie Marx, vom Proletariat in allen Gesellschaftsordnungen, in denen es „freie" Ausgebeutete gibt, oder man beschränkt den Ausdruck Proletariat auf die kapitalistische Gesellschaft und spricht in vorkapitalistischen Gesellschaften von plebeischen Schichten. Denn die sogenannten vor-proletarischen Schichten in den Städten des 17. und 18. Jahrhunderts, etwa Tagelöhner, darunter viele Transportarbeiter, gab es seit 2000 und mehr Jahren, das heißt, man könnte leicht „vor-proletarische" Schichten im alten Griechenland finden.

In der von uns betrachteten Zeit muß, wie nicht oft genug betont werden kann, unsere Aufmerksamkeit sich auf das Land und die Landstädte richten. Und doch: wenn man Geschichten dieser Zeit liest, seien sie von bürgerlichen Historikern oder Marxisten geschrieben, hat man den Eindruck, daß die Landwirtschaft nicht allzuviel Bedeutung hat.

Gustav Freytag etwa beginnt seine Geschichte des 17. Jahrhunderts:

„Das Jahr 1600 fand ein Volk, das in den letzten hundert Jahren eine ungeheure Wandlung durchgemacht hatte. Ueberall ist der Fortschritt zu erkennen. Man vergleiche ein ernstes Buch von 1499 und 1599. Das erstere in schlechtem Latein geschrieben, dürftig der Wortvorrath, schwerfällig die Darstellung, nicht leicht verständlich der Sinn. Von selbständigem Geist, von eigener Ueberzeugung nur wenig Spur. Um alte Schulphrasen,

[19] *E. Schmauderer*, a. a. O., S. 94.

[20] *W. Gerlach*, a. a. O., S. 145.

[21] Vgl. zu der ganzen Problematik auch die verschiedenen Beiträge auf der 15. Tagung des Arbeitskreises für Haus- und Siedlungsforschung am Wissenschaftsbereich Kulturgeschichte/Volkskunde des Zentralinstituts für Geschichte der AdW der DDR, Berlin 1975.

deren Bedeutung erst durch genaueres Erforschen ihrer allmählichen Entwicklung klar wird, übt sich der Scharfsinn im unnützen Unterscheiden von Nebensachen; es ist ein greisenhaftes Wesen, fast wie in dem absterbenden Alterthum. Wol gibt es Ausnahmen, aber sie sind sehr selten. . . .

Ein Jahrhundert später erkennt man auch in dem mittelmäßigen Schriftsteller eine selbständige Persönlichkeit. Der Verfasser ist gewöhnt, über den Glauben und das Erdenleben nachzudenken, er versteht seine Empfindungen, auch leise Bewegungen der Seele darzustellen, er kämpft für eine eigene Ueberzeugung, er ist in Glauben und Wissen, in Liebe und Haß eine Individualität geworden. Noch bleibt auch er regelmäßig an das Gemeingiltige gebunden. Aengstlich ist der Theologe bemüht sich orthodox zu erweisen, mehr als billig eignet sich der Schriftsteller die Arbeiten seiner Vorgänger zu, noch hat das Urtheil, die Gelehrsamkeit und Bildung für unsere Empfindung viel Eintöniges. Aber daneben erscheint überall Eigenthümliches, fast immer ein kräftiger, rühriger Menschenverstand, in der Prosa ein eigener, oft origineller Stil."[22]

Die fünfundeinhalb Seiten, die der deutschen Geschichte von 1555 bis 1618 in „Klassenkampf Tradition Sozialismus" gewidmet sind, haben nur eine Drittelseite für die Landwirtschaft und eine halbe Seite für Bauernkämpfe übrig. Über die Landwirtschaft heißt es dort:

„Nutznießer der Agrarkonjunktur, die sich aus dem besonders in Westeuropa steigenden Bedarf an agrarischen und forstwirtschaftlichen Produkten ergab, waren die feudalen Grundbesitzer in den ostelbischen Gebieten. Die Möglichkeit des Getreideexports in westeuropäische Länder gab für den Adel den Anstoß, die Getreideanbauflächen seiner Eigenwirtschaften durch Nutzung unbebauten Landes und Einziehung von Bauernland durch die gewaltsame Vertreibung der Bauern von ihrem Boden – das sogenannte Bauernlegen – zu vergrößern. Für die Bearbeitung dieser Flächen wurden verstärkt bäuerliche Arbeitskräfte benötigt. Um sich diese zu sichern, schränkten die Grundbesitzer die Freizügigkeit der Bauern ein. Sie nutzten ihre Stellung in den Landständen aus, um die entsprechenden Maßnahmen gesetzlich zu verankern. Damit wurden Grundlagen für die verbreitete Durchsetzung der Gutsherrschaft und der zweiten Leibeigenschaft als härtester Form der feudalen Ausbeutung und Bauernknechtschaft geschaffen.

In den westlichen Territorien dagegen bestimmte weiterhin die Grundherrschaft die Agrarverfassung. Doch da auch hier die feudalen Lasten erhöht wurden, unterschieden sich diese Verhältnisse trotz unterschiedlicher Formen feudaler Abhängigkeit in ihren Wirkungen nicht wesentlich von den härtesten Formen feudaler Bindung."[23]

Besser in dieser Beziehung ist R. F. Schmiedt in dem ansonsten von Max Steinmetz verfaßten Band des „Lehrbuch der Deutschen Geschichte", der zwar auch kaum von der Landwirtschaft selbst handelt, aber doch vor der städtischen Bevölkerung über „die zunehmende feudale Bedrückung und die Verschärfung des Klassenkampfes auf dem Lande" schreibt.

Dabei gehört doch das Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Krieg zu den erstaunlichsten in der Gestaltung der deutschen Landwirtschaft. Ich glaube, man kann sagen, daß die qualitative Entwicklung der Landwirtschaft durch die Niederlage im „ersten Akt der bürgerlichen Revolution" fast abgeschnitten wurde. Umso überraschender war die quantitative Entwicklung, teils hervorgerufen, teils in ihrer „Wohlstandsbedeutung" beschränkt durch die schnelle Bevölkerungsentwicklung.

[22] *G. Feytag*, a. a. O., Bd. 20, S. 1 f.

[23] Kassenkampf Tradition Sozialismus, Berlin 1974, S. 164.

Wilhelm Abel. Er gibt eine gute Darstellung der Situation:

„Zur deutschen Bevölkerung meinte Schmoller*, daß die Ursachen, die den Stillstand, ja Rückgang der Bevölkerung im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts herbeiführten, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu wirken aufhörten. Inama-Sternegg** war derselben Meinung, und Mombert*** glaubte, daß ‚sehr vieles dafür spreche, daß die Volkszahl im 16. Jahrhundert in großem Umfang gestiegen sei'. Tatsächlich waren die politischen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts einer Vermehrung der Bevölkerung in Deutschland günstig. Der Landfrieden hatte sich gefestigt, der Adel hatte das Fehdewesen aufgesteckt. Eine lange Friedenszeit kehrte seit der Mitte des Jahrhunderts in Deutschland ein. Zwar hatten die Bauernkriege zahlreiche Menschenopfer gekostet. Doch die Nord- und Ostseeländer, die Mark, Schlesien und Bayern waren von den Aufständen verschont geblieben, und auch in den unmittelbar betroffenen Gebieten scheinen die Verluste bald wieder ausgeglichen worden zu sein. Sebastian Franck meinte im Vorwort seiner ‚Deutschen Chronik' (1538), daß, obschon im Bauernkrieg wohl hunderttausend Menschen umgekommen seien, doch alles ‚so voller Menschen stecke, daß niemand bei ihnen kann einkommen'. Aus Sachsen berichtete (um 1530) ein ungenannter Schriftsteller°, daß sich die Bevölkerung merklich gemehrt habe; im Jahre darauf schrieb derselbe Autor, daß ‚eine große Menschenmenge hierzulande (sei), welche so stark zur Zeit unserer Vorfahren doch noch nicht gewesen ist'. Im Elsaß waren nach Sebastian Müller (um 1550) ‚trefflich viel Einwohner', und aus Schwaben berichtete der Chronist des Zimmerngeschlechtes (um 1550), daß sich ‚bei unseren Zeiten das Volk in Schwaben, als auch gar nach in allen Landen, heftig gemehrt und zugenommen' habe. In Ostfriesland wuchs die Zahl der neu errichteten Mühlen, Märkte und Messen in einem Umfang, daß auf eine geradezu ‚außerordentliche Zunahme' der ostfriesischen Bevölkerung im 16. Jahrhundert geschlossen werden mußte°°, und aus Landesregistern des Landes Schleswig-Holstein°°° ist zu entnehmen, daß um 1560 eine große Zahl von Bauerndörfern in Dithmarschen mehr Einwohner als am Ende des 19. Jahrhunderts hatte. Es läßt sich also mit recht großer Sicherheit schon aus solchen Nachrichten schließen, daß die Bevölkerung Deutschlands seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und wohl auch noch darüber hinaus recht kräftig zunahm. . . .

Die wachsende Bevölkerung füllte das Land wieder, das in der Wüstungsperiode des Spätmittelalters verödet war. Recht eindrucksvoll läßt sich der Chronist des Zimmerngeschlechtes (um 1550) vernehmen. Nachdem er berichtet hatte, daß das Volk in Schwaben und anderen Ländern stark zugenommen habe, fuhr er fort: ‚Also fingen sie an zu reuten und zu stocken, die alten Felder und Wiesen wiederum, nachdem es denn

* *G. Schmoller,* Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, I, 1919, S. 173; *derselbe,* Die hist. Entw. d. Fleischkonsums, in: Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaften, XXVII, 1871, S. 343.

** *K. Th. v. Inama-Sternegg,* Art. Bevölkerungsbewegung, Mittelalter, in: Handw. d. Staatswiss., 2. Aufl., S. 660.

*** *P. Mombert,* Bevölkerungslehre, 1929, S. 79.

° Drei Flugschriften über den Münzstreit der sächsischen Albertiner und Ernestiner um 1530, hsg. v. *W. Lotz,* 1893, S. 6, 110.

°° *B. Hagedorn,* Ostfriesischer Handel und Schiffahrt vom Ausgang des 16. Jahrhunderts bis zum Westfälischen Frieden, in: Abhdl. z. Verkehrs- u. Seegesch., VI, 1912, S. 2f.

°°° *R. Hansen,* Zur Topographie und Geschichte Dithmarschens, in: Zeitschr. d. Ges. f. Schleswig-Holsteinische Gesch., XXVII, 1897, S. 239.

vor vielen Jahren auch war ein Dorf gewesen, aufzutun, daß es begann, einem Dorf gleich zu sehen.' Solches geschah an so vielen Orten, daß ‚die Landsart mehr denn in Menschen Gedächtnis, aufgetan und schier kein Winkel, auch in den rauhesten Wäldern und höchsten Gebirgen, unausgereutet und unbewohnet blieb ...' Das Volk nannte diese Neusiedlungen, die auf Wüstungs- und Waldböden entstanden, ‚neue Inseln' nach dem Vorbild der ‚neuen Inseln', die von Kolumbus jenseits des Meeres vor wenigen Jahrzehnten entdeckt worden waren*. ...

Auch die Zeitgenossen hatten den Eindruck, daß das Land wieder besiedelt oder gar überbesiedelt war. ‚Ich halte', meinte Sebastian Franck in seiner ‚Deutschen Chronik' (1538), ‚wo nit Gott den Krieg scheidet und ein Sterben drein kommt, daß wir wieder einmal, wie vor etwa durch's Los oder ander Weg ausgemustert, wie die Zigeuner ander Land zu suchen, müssen ausziehen, und glaub sicher hundertmal tausend Mann, samt ihren Weib, Kind und Anhang, wollten wir Teutschen wohl geraten, und ganz Ungerland, so es uns Gott gebe, mit teutschem Volk besetzen, sollt's dennoch Teutschland kaum ansehen'. Ulrich von Hutten dachte an einen neuen Türkenkrieg, um der bestehenden Übervölkerung abzuhelfen; in einer anderen Schrift wurden Pesten und Seuchen für nötig gehalten, weil gar zu viel Volks in den Landen sei**.

Da nun aber weder Auswanderung noch Kriege noch Seuchen im 16. Jahrhundert die Bevölkerungsvermehrung wesentlich hemmten, mußte der eigene Boden, soweit er bisher nicht oder nur wenig genutzt worden war, als Nahrungsquelle erschlossen werden. In großer Zahl wurden Moor- und Ödländereien kultiviert, Sümpfe trockengelegt, Weiden in Ackerland verwandelt und Wälder gerodet. Die Abholzungen nahmen einen solchen Umfang an, daß in mehreren deutschen Territorien sich die Landesherren veranlaßt sahen, Rodeverbote zu erlassen. ‚Wir befinden augenscheinlich', so heißt es in der württembergischen Ordnung vom Jahre 1536, ‚daß die Wälder und Hölzer in merklichen großen Abgang kommen, welches die Viele der Menschen, die sich täglich mehren, allenthalben Wälder und Ehegarten umreuten und Baugüter daraus machen, desgleichen auch das unordentliche Hauen und der Viehtrieb nit die geringsten Ursachen sind'. Also wurde die Rodung und die Brennerei verboten und der Viehauftrieb beschränkt. Doch mag dahingestellt bleiben, inwieweit solche Ordnungen befolgt wurden. Die Bauern standen unter dem Druck der Nahrungsbeschaffung für sich und ihre Kinder. Das zwang sie, selbst Böden in Angriff zu nehmen, die sich für dauernden Ackerbau wenig eigneten. So heißt es von dem Städtchen Frankenberg in Hessen, daß dort zwischen den Jahren 1530 und 1570 neben 137 Morgen leidlich guten Ackerlandes noch 26 Morgen ‚von der allerbössesten und geringsten Länderey' in Kultur genommen wurden***, und vom Städtchen Balingen auf der Schwäbischen Alb (1601), daß ‚in den jüngst vergangenen langwierigen Teuerungsjahren viele rauhe und felsige Böden ausgereutet und umgerissen worden', damit sie einige Jahre Früchte trügen, um dann wieder 12 ‚15, 20 oder noch mehr Jahre zu ruhen°."[24]

[24] *W. Abel,* Agrarkrisen und Agrarkonjunktur, Hamburg und Berlin 1966, S. 97–100.

* Zimmerische Chronik, neu hsg. v. *P. Herrmann,* IV, 1932, S. 209.

** Nach *O. Jolles,* Die Ansichten der nationalökonomischen Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts über Bevölkerungswesen, in: Jahrb. f. Nat. u. Stat., N. F., XIII, S. 197; vgl. auch *J. Janssen,* Geschichte des deutschen Volkes, I, S. 304.

*** *C. Probst,* Die Städte im Burgwald, in: Marburger Geogr. Forsch., 19, 1963.

° *M. König,* Die bäuerliche Kulturlandschaft der Hohen Schwaben-Alb und ihr Gestaltwandel unter dem Einfluß der Industrie, in: Tübinger geogr. Stud., 1958.

Eine ebenso treffliche wie zutreffende Schilderung der Expansion der Landwirtschaft im 16. Jahrhundert. Eine Analyse, die uns gleichzeitig die berechtigte Vorsicht Abels in der Einschätzung der Entwicklung des materiellen Reichtums, des Sozialprodukts verstehen läßt. Zweifellos ist das Sozialprodukt als solches gewachsen – aber auch pro Kopf der Bevölkerung?

Zumal zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine Agrarkrise einsetzte. Abel bemerkt:

„Zu Beginn des 17. Jahrhunderts brach der säkulare landwirtschaftliche Aufschwung jäh ab. Jahrzehnte hindurch waren die Preise gestiegen. Es war gerodet und intensiviert, Land dem Meer abgewonnen und im Osten der Landbau reorganisiert worden. Die Handelsumsätze waren gestiegen und die Handelsräume erweitert worden. Aus dem Weichselraum gelangten wachsende Mengen Getreide und aus den Randzonen der Getreidegürtel wachsende Mengen Vieh in die Städte des Westens. Ein ‚fièvre agricole' hatte sich, wie D'Avenel treffend bemerkte, in den letzten Jahren des geschilderten Aufschwungs unserer Vorfahren bemächtigt. Damit war das Angebot von Agrarprodukten der Nachfrage nahe gekommen. Einige gute Ernten – in den Jahren 1598, 1599 und 1600 – genügten, um einen längeren Preisfall einzuleiten.

Es sanken in fünfjährigen Durchschnitten die Weizenpreise* (in 400 kg und RM, 1 RM = 5,56 g S.) von 1596/1600 bis 1616/20 in Frankreich von 24 auf 14, in England von 19 auf 15,75; die Roggenpreise im gleichen Zeitraum in Straßburg von 8,50 auf 5,80, in Basel von 8,35 auf 5,80, in Lübeck von 10,80 auf 7,65. Die Utrechter Tabellen weisen in den Jahren 1606/07 mit 6,82 und 1619/20 mit 6,38 die niedrigsten Roggenpreise seit 1560/61 aus. Die Eiderstedter Chronik von Peters gibt für das Jahr 1606 einen Roggenpreis von 3,90 an, den niedrigsten Preis seit 1549. In Stettin galt im Jahre 1607 der Roggen nur 3,65. . . .

Aus Deutschland liegen nur wenige und wenig beachtete Nachrichten vor, obwohl die Erinnerung an die absatzlose Zeit noch nach Generationen nicht erloschen war. In einem Bericht des Hieronymus Saucke (1694–1739), Diakon in Herzhorn im Lande Stormarn östlich der Unterelbe, ist etwas umständlich, doch nicht ohne Gewinn für die Konzeptionen auch dieses Buches zu lesen: ‚Es hat mich einstens ein alter Mann, von welchem ich zu einem Kranken nach dem Gelen Siel geholet wurde, unter Weges berichtet, daß er von seiner Mutter, einer alten Frau, gehöret, daß vor dem Kaiserlichen Kriege einige Jahre sehr schlechte Zeiten gewesen und das Korn sehr wohlfeil, so daß mancher von Haus und Hof hat gehen müssen. . . .' "[25]

Ich zweifele wie Lütge daran, ob das Sozialprodukt im 16. Jahrhundert pro Kopf der Bevölkerung gestiegen ist, und insbesondere, ob es um die Wende zum 17. Jahrhundert überhaupt, also nicht nur nicht pro Kopf, weitergewachsen ist mit der zusätzlichen Begründung für die letztere Zeit, daß es eine Agrarkrise gab, und zwar eine Überproduktionskrise.

Aber müssen besonders gute Ernten zu einem Sinken des Sozialprodukts führen? was interessiert ein Preisverfall, wenn es sich natürlich um das reale Sozialprodukt handelt! selbstverständlich interessieren in diesem Fall die Preise „an sich" nicht.

Doch wenn die Überproduktion mit Preisverfall dazu führt, daß ein Teil des Getreides nicht verkauft wird und verkommt, wenn die Preise so sinken, daß die Landwirtschaft

[25] *W. Abel,* ebendort, S. 142f.

* Zu den Quellen und Reduktionsmethoden vgl. die Anmerkungen im Anhang, für die Eiderstedter Preise auch die Anmerkungen S. 125. Die Stettiner Preise wurden den Acta Borussica, Getreidehandelspolitik, II, 1901, S. 610, entnommen.

immer weniger städtische Produkte kaufen kann und so die städtischen Handwerker und Händler unter Absatznot leiden, wenn ein beachtlicher Teil des landwirtschaftlichen Produkts also nicht konsumiert wird und verkommt, wenn ein Teil der städtischen Produkte nicht verbraucht wird und die Produktion darum eingeschränkt wird, müssen wir dann nicht in der Tat von einer Senkung des Sozialprodukts oder zumindest nicht von einer entsprechenden weiteren Steigerung sprechen, erst recht nicht pro Kopf der Bevölkerung?

Wie erging es nun den Bauern in dieser Zeit? Engels schreibt im letzten Abschnitt seines Werkes „Der deutsche Bauernkrieg", der sich mit den Folgen des Bauernkrieges beschäftigt: „Die Bauern waren überall wieder unter die Botmäßigkeit ihrer geistlichen, adligen oder patrizischen Herren gebracht; die Verträge, die hie und da mit ihnen abgeschlossen waren, wurden gebrochen, die bisherigen Lasten wurden vermehrt durch die enormen Brandschatzungen, die die Sieger den Besiegten auferlegten. Der großartigste Revolutionsversuch des deutschen Volks endigte mit schmählicher Niederlage und momentan verdoppeltem Druck. Auf die Dauer jedoch verschlimmerte sich die Lage der Bauernklasse nicht durch die Unterdrückung des Aufstandes. Was Adel, Fürsten und Pfaffen aus ihnen jahraus, jahrein herausschlagen konnten, das wurde schon vor dem Krieg sicher herausgeschlagen; der deutsche Bauer von damals hatte dies mit dem modernen Proletarier gemein, daß sein Anteil an den Produkten seiner Arbeit sich auf das Minimum von Subsistenzmitteln beschränkte, das zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung der Bauernrace erforderlich war. Im Durchschnitt war also hier nichts mehr zu nehmen. Manche wohlhabenderen Mittelbauern sind freilich ruiniert, eine Menge von Hörigen in die Leibeigenschaft hineingezwungen, ganze Striche Gemeindeländereien konfisziert, eine große Anzahl Bauern durch die Zerstörung ihrer Wohnungen und die Verwüstung ihrer Felder sowie durch die allgemeine Unordnung in die Vagabondage oder unter die Plebejer der Städte geworfen worden. Aber Kriege und Verwüstungen gehörten zu den alltäglichen Erscheinungen jener Zeit, und im allgemeinen stand die Bauernklasse eben zu tief für eine dauernde Verschlechterung ihrer Lage durch erhöhte Steuern. Die folgenden Religionskriege und endlich der Dreißigjährige Krieg mit seinen stets wiederholten, massenhaften Verwüstungen und Entvölkerungen haben die Bauern weit schwerer getroffen als der Bauernkrieg; namentlich der Dreißigjährige Krieg vernichtete den bedeutendsten Teil der im Ackerbau angewandten Produktivkräfte und brachte dadurch und durch die gleichzeitige Zerstörung vieler Städte die Bauern, Plebejer und ruinierten Bürger auf lange Zeit bis zum irischen Elend in seiner schlimmsten Form herab."[26]

Engels ist nicht der Ansicht, daß sich die Lage der Bauern nach dem Bauernkrieg auf längere Sicht bis 1618 wirtschaftlich verschlechtert hat. Und was er über die Mittelbauern schreibt, bezieht sich wohl auf die direkten Kriegsfolgen, weniger auf die spätere Zeit. Es sollte nicht verwundern, wenn sich die Lage der Mittel- und vor allem der Großbauern während des 16. Jahrhunderts verbessert hat.

In der Tat, wie sollte sich allgemein die Lage der Bauern verschlechtern, selbst wenn sie im 15. Jahrhundert eine gewisse Lockerung der feudalen Fesseln erreicht hatten. Die Größe und Zahl der Lasten, der Abgaben und Dienste, die ihnen auferlegt waren, waren doch schon ganz außerordentlich. Adolf Bartels schildert sie in ihrer ganzen Unzahl:

[26] *Marx/Engels*, Werke, Bd. 7, Berlin 1960, S. 409f.

„Es giebt überhaupt keinen landwirtschaftlichen Gegenstand, der nicht als Naturallieferung vorkäme. Erwähnt seien nur als am häufigsten gefordert: Kühe, Schweine, sowohl Frischlinge wie gemästete, Schafe, Gänse, Hühner, letztere beide natürlich fett, von tierischen Produkten Butter, Schmalz, Eier, Käse, Milch (namentlich in der Schweiz), dann Fische (Lachse werden in Bayern ausdrücklich Hoffische genannt), Getreide aller Art, Mehl und Brot, Malz, Hülsenfrüchte, Hopfen, Kraut, selbst Rettiche und Rüben, Honig, Wachs, dann Flachs und Hanf, roh und gehechelt, weiter Holz. In einer Abtei werden selbst Blutigel verlangt. Von Gerätschaften sind Äxte, Sensen, Tonnen und Bütten, Kessel und Platten (Teller), Schüsseln und Trinkgefäße, Messer, Scheren, Zangen, Hufeisen, an einzelnen Stellen Stühle und anderes Hausgerät, Federbetten, Tisch- und Handtücher, Säcke, dann überhaupt Tuch und Leinwand, Felle aller Art, Leder- und Pelzwerk, Schuhe und Handschuhe, selbst fertige Kleidungsstücke zu liefern. Auch Baumaterialien werden beansprucht. Namentlich die geistlichen Herren scheinen auf diesem Gebiete große Phantasie entwickelt zu haben. . . . Wie groß nun die Leistungen der einzelnen Hufen waren, ist im allgemeinen nicht festzustellen, aber beispielsweise hatte der Inhaber einer Klosterhufe jährlich einen Frischling, fünf Hühner und zehn Eier zu geben, vier herrschaftliche Schweine auszufüttern, ein halbes Ackerfeld zu pflügen, wöchentlich drei Tage zu fronen, noch andere Scharwerke zu thun und ein Pferd zu stellen; außerdem hatte seine Ehefrau ein Stück Leinenzeug und ein Stück Wollenzeug zu liefern, sodann Malz zu bereiten und Brot zu backen. Das stellt sich doch als eine sehr tüchtige Leistung dar, und viel milder werden die Bestimmungen der älteren Zeit selten gewesen sein. Vor allem der Frondienst wird einst eine sehr große Ausdehnung gehabt haben. Bei ihm besteht keine geringere Mannigfaltigkeit als bei der Naturallieferung. Ungemessen war er wohl nach dem Jahre 1000 nicht mehr, aber wenigstens für die herangewachsenen Kinder der Grundholden bestand die Verpflichtung, längere Zeit auf dem Hofe zu dienen, wofür Kleidung und Kost, auch wohl ein kleiner Lohn (Litlohn) gewährt wurde. Diese Verpflichtung hat sich durch all die Jahrhunderte bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft erhalten. – Als Dienste der erwachsenen, ein eigenes Heim besitzenden Hörigen mögen zuerst die Haus- und Hofdienste genannt werden. Die Hörigen mußten an gewissen Tagen auf dem Fronhofe erscheinen, um dort die Öfen zu heizen, in der Hofküche zu kochen, Brot zu backen, Getränke zu bereiten, Bier zu brauen. Auch hatten sie bei der Tafel zu bedienen und Kleider zu reinigen und zu bewahren (Watschar). Das kam namentlich in geistlichen Herrschaften vor. Weiter mußten die Kolonen oft die von ihnen gelieferten Schweine selbst schlachten, das von ihnen gelieferte Holz selbst bearbeiten oder doch spalten. Auch die schmutzigen Dienste, wie die Kloakenreinigung, lagen ihnen ob. Für die Frauen ergaben sich noch manche andere Dienste, Waschen, Nähen, Spinnen, Kranke warten. Dann hatten die Hörigen die Nachtwache zu besorgen, auch dies wohl namentlich wieder in den geistlichen Herrschaften, und sehr viele Botendienste, zu Fuß und zu Pferde, zu thun. An die Botendienste reihen sich die Spanndienste zum Transport von Menschen und Gütern, die sehr zahlreich waren. Vor allem sind da die Getreide-, Mehl-, Wein-, die Holz- und Steinfuhren zu erwähnen, es kommen aber selbst Kirchfuhren im Frondienste vor. Natürlich gab es auch Fronschiffer. Ferner sind die Baufronen zu erwähnen, Herrenhäuser und auch Kirchen mußten in der Frone gebaut und erhalten werden. Bekannt sind die Jagdfronen, die oft sehr drückend waren; ebenso gab es Fischereifronen und endlich, zur Unterhaltung der Herrschaft, aber doch wohl nur ganz vereinzelt und auf herrschaftliche Launen zurückgehend, selbst Tanzfronen. Alle

diese Dienste stehen aber natürlich an Bedeutung hinter denen, die in der Landwirtschaft zu leisten waren, zurück. Da mußte gedüngt (der Dünger war oft von den Hörigen zu liefern), gepflügt, geeggt, gesäet, geerntet und nachher auch noch gedroschen werden. Man unterschied hier Hand- und Spanndienste. Selbst die landwirtschaftlichen Gerätschaften waren oft mitzubringen, und natürlich erfolgten die Arbeiten unter strenger Aufsicht. Wir haben wenigstens ein Bild, wo der Meier bei den pflügenden Bauern steht. Weiter kamen auch auf dem Felde Wachdienste vor, dann in Hof und Feld das Zaunmachen, wozu häufig die Pfähle und das Reisig mitzubringen waren. Bei der Heuernte fanden selbstverständlich die Frauen vielfach Beschäftigung, ebenso bei der Hanf- und Flachsernte. Sehr zahlreiche und zum Teil mühsame Arbeiten hingen mit dem Weinbau zusammen. Die Viehzucht erforderte das Reinigen der Ställe im Frondienste und das Besorgen des Düngers, weiter sehr viele Hirtendienste – der Hirt mit seiner Tasche mutet uns auf den ältesten Bildern nicht viel anders wie unser heutiger an –, das Schafwaschen und Schafscheeren und dergleichen. Als Entgelt für alle diese Dienste empfingen die Fröner die Kost. Die Bestimmungen darüber, wie diese sein solle – natürlich wurde nach guter deutscher Weise vor allem auch Quantität und Qualität des Trunkes bestimmt –, gehören wohl erst der späteren Zeit an, als sich das Los der Hörigen zu heben begann.

Wie das Maß, war auch die Art und Weise der Leistungen, der Naturallieferungen sowohl wie der Frondienste, sehr verschieden. Da sind zunächst die Tag- und Wochendienste zu nennen: die Hörigen mußten den Hof je einen Tag oder eine Woche mit dem Nötigen versorgen; es ging also die Reihe herum. Ein Turnus mag auch für die Frondienste, wenigstens in früherer Zeit, wo oft noch drei Tage jeder Woche gefrönt werden mußte, bestanden haben; später hat man wohl den Bedarfsfall entscheiden lassen und dann möglichst alle verfügbaren Arbeitskräfte in Anspruch genommen, so bei der Bestellung des Ackers, bei der Ernte."[27]

Wahrlich eine lebendige und umfassende Schilderung, die praktisch alles zusammenfaßt, was es gab. Natürlich hatten nicht alle Bauern alle diese Lasten zu tragen, und gar nicht selten waren sie auch schon in Geldrenten umgewandelt. Sie geben nur ein Bild von den vielen Möglichkeiten, die die Herren hatten, die Bauern, sagen wir deutlicher: die Bauernfamilien zu belasten. Die Bauernfamilien, die, wie wir noch später sehen werden, eine Wirtschaftseinheit bildeten und als solche von dem Mehrprodukt, das sie gemeinsam schufen, abgeben mußten – teilweise auch das ganze Mehrprodukt und noch mehr, wenn die Ernten schlecht waren.

Und dabei haben wir noch nicht die Leistungen an den Pfarrer im Dorfe berücksichtigt und auch nicht die Sonderleistungen an besonderen Feiertagen.

Interessant im Zusammenhang mit der Meinung von Engels, daß sich die Lage der Bauern nach dem Bauernkrieg auf längere Sicht bis 1618 nicht verschlechtert hat, ist eine Einschätzung von Franz: „Der Bauernkrieg war eine politische Revolution gewesen. So wirkte er sich stärker auf die politische Stellung des Bauerntums als auf seine wirtschaftliche Lage aus. Gewiß klagte Sebastian Franck, daß der Bauer jetzt ‚Jedermanns

[27] *A. Bartels*, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900, S. 20, 23ff. – Adolf Bartels (1862–1945) war ein führender reaktionärer antisemitischer Schriftsteller und Literaturwissenschaftler, mit der bei solchen Typen nicht seltenen „romantischen" Zuneigung zum Bauerntum. Nirgendwo anders habe ich eine solche Zusammenfassung der feudalen Lasten der Bauern in so lebendiger Sprache gefunden. Möge er sich im Grabe umdrehen, daß er mit seinen Ausführungen der Bildung sozialistischer Menschen dient!

Fußhader und mit Fronen, Scharwerken, Zinsen, Gülten, Steuern und Zöllen hart beschwert und überladen' sei, und der Schwabe Heinrich Müller meinte 1550, daß zu seines Vaters Zeiten Reichtum und Überfluß geherrscht habe, jetzt aber müsse man Wasser statt Wein trinken und schlechter essen als einst die Tagelöhner und Knechte. Die Bauern selbst klagten im Volkslied ‚Was wir hatten, han wir verlorn, nun sind wir arm' und spotteten ‚Schnabel, Scharr und Sippel (drei thüringische Bauernhauptleute) brachten die Bauern aus gefütterten Röcken in leinene Kittel'. Dem widerspricht freilich, daß bereits fünf Jahre später die Reichspolizeiordnung gegen die ‚unordentliche und köstliche Kleidung' auch der Bauersleute auf dem Lande einschritt und genau vorschrieb, welche Stoffe oder auch Pelze die Bauern selbst, ihre Frauen und Kinder zur Kleidung verwenden durften."[28]

Die Widersprüche, die Franz hier feststellt, lassen sich leicht erklären. Die Äußerung von Sebastian Franck bezieht sich auf die Zeit unmittelbar nach dem Bauernkrieg und die Heinrich Müllers über den Vater auf die Zeit vor dem Bauernkrieg. Darf man doch nie vergessen, daß der deutsche Bauernkrieg auch (!) von Bauern geführt wurde, die eine weitere (!) Befreiung von feudalen Fesseln und eine weitere (!) Vergrößerung des Anteils am Mehrprodukt forderten. Vor allem aber, und das ist außerordentlich wichtig, darf man nie die starke Differenzierung unter den Bauern übersehen. Die reichen Großbauern unterschieden sich um 1500 und 1600 genau so von der großen Masse der kleinen Bauern, wie um 1900 Bauhandwerker, die 50, ja 100 Bauarbeiter beschäftigten, von den kleinen Bauhandwerkern mit einem Lehrling und zwei Gesellen. Ja, diese Differenzierung unter den Bauern scheint im 16. Jahrhundert noch beachtlich zugenommen zu haben. Ausgehend von der Bevölkerungsvermehrung und deren Bedeutung für die faktisch stattfindende Differenzierung sicherlich übertreibend, bemerkt Lütge: „Diese Zeit ist im Gesamtablauf dadurch charakterisiert, daß die Bevölkerungszahlen, namentlich im 16. Jh., ständig angewachsen waren*, so daß sich – mit zahlreichen regionalen Differenzierungen – allmählich ein Bevölkerungsdruck (relative Übervölkerung) zu zeigen beginnt. Dieser äußert sich etwa auch darin, daß sich auch auf dem Lande eine besitzlose Gruppe, also eine unterbäuerliche Schicht bildet, d. h. also eine Gruppe von Menschen, denen es nicht mehr möglich ist, einen Bauernhof zu erhalten. Dies ist in den rein grundherrlichen Teilen Deutschlands deswegen nicht möglich, weil kein Land mehr zur Verfügung steht und auch die Rodungsmöglichkeiten erschöpft sind. Allenfalls hätte eine Aufteilung großbäuerlicher Besitzungen eine vorübergehende Abhilfe geschaffen. Sie werden Dienstboten, wandern in die Stadt ab oder beginnen – auch gerade in den Realteilungsgebieten – eine haupt- oder nebenberufliche Tätigkeit als Gewerbetreibende. In anderen Fällen ist es möglich, Intensivwirtschaften auf kleiner Fläche zu betreiben, wie etwa Weinbau, Farbpflanzen, Gemüse, Tabak u. a. m. Hier liegen die Ansatzpunkte für einen strukturellen Wandel, und es stehen im besonderen auch mehr Arbeitskräfte für die gewerbliche Produktion zur

[28] *G. Franz,* Geschichte des deutschen Bauernstandes, Stuttgart 1970. S. 145. – Wir werden im folgenden öfter und ausführlich Franz zitieren, der in den Jahren vor 1945 seine wissenschaftlichen Forschungen im Dienste des Faschismus verfälschte, nach dem Kriege aber, aus mir völlig gleichgültigen Motiven, dem Material nach überaus brauchbare Spezialarbeiten veröffentlichte.

* Vgl. etwa *W. Abel,* Wachstumsschwankungen mitteleuropäischer Völker seit dem Mittelalter, in: „Jahrb. f. Nat.-Ök. u. Stat.", 142. Bd. (1935), S. 682 passim. *G. Mackenroth,* Bevölkerungslehre, 1953, S. 115f.

Verfügung, wobei die Einschaltung einer Verlagsorganisation eine häufige Erscheinung ist."[29]

Mager berichtet zur Tatsache der Differenzierung:

„Die Lebensverhältnisse der Bauern waren je nach ihrem Rechtszustande höchst unterschiedlich. Wo die Bauern im 16. Jahrhundert noch einigermaßen ihre persönliche Freiheit und ihr Erbrecht bewahrt hatten, wie auf Rügen, da ging es ihnen verhältnismäßig gut; sie konnten zu Wohlstand gelangen und waren selbstbewußte Leute. So berichtete der pommersche Chronist Thomas Kantzow um 1531 von den Bauern der Insel Rügen, sie ‚stehen ... wohl und seind reich; dann sie haben ihre bescheidene Zinse und Dienste, und darüber [hinaus] tuen sie nichts. Und die meisten tuen gar keine Dienste, sondern geben Geld dafür, daher es kommt, daß die Pauren sich frei achten und dem gemeinen Adel nichts nachgeben wollen, darin sie von deswegen so viel mehr gemuetet werden, daß ofte ein Edelmann, der nicht zu reich ist, einem reichen Pauren seine Tochter gibt und die Kinder sich darnach halb edel achten. Dieselben Kinder werden denne die Kursen [nach anderer Fassung Knesen = Herren] genannt'*. Wie Gaede darlegt, konnte es bei dem unabhängigen, ja mitunter sogar verschwenderischen Leben, das die wohlhabenden Bauern in Neuvorpommern und Rügen (wie übrigens auch in anderen Teilen Deutschlands) führten, schließlich nicht ausbleiben, daß der Neid des Adels erregt und das Verlangen erweckt wurde, den vermeintlichen Anmaßungen der Bauern hindernd in den Weg zu treten. Die Landstände erhoben deshalb wiederholt Beschwerde und erreichten, daß unterm 23. Mai 1569 eine Land- und Bauernordnung erlassen wurde, die nicht zum letzten den Zweck hatte, alle verschwenderischen und üppigen Gewohnheiten der Bauern abzustellen und der Anmaßung des Dienstvolkes zu steuern. Die Bauer- und Schäferordnung von 1582 verfolgte denselben Zweck. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts befanden sich aber die Vermögensverhältnisse auch der noch erbberechtigten Bauern offenbar im Rückgang. ...

Der höchst unterschiedlichen Wirtschaftslage der Bauern entsprach auch ein ebenso ungleichartiger Zustand der Landeskultur in den verschiedenen Teilen von Mecklenburg-Vorpommern. Gut kultivierte, mit fleißigen, nicht unvermögenden Bauern besetzte Landstriche wechselten um 1600 mit Gegenden ab, in denen es viele verödete, wüste Bauernhöfe und Hufen gab und wo die noch vorhandenen Bauern ein dürftiges, z. T. sogar verelendetes Dasein führten und oft nichts Besseres als die geplagten Arbeitstiere ihrer adligen Grund- und Gutsherren waren."[30]

Ja, wie Mager erwähnt, die Differenzierung ist so groß, daß der Adel sich gelegentlich nicht scheut, die Tochter an einen reichen Bauern zu verheiraten, genau wie im Kapitalismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Töchter des Adels an reiche Unternehmer, ja „sogar" an reiche Juden vergeben wurden. Franz gibt u. a. folgende zwei Beispiele solcher reichen Bauern:

„Der Bauer und Fuhrmann Jörg Minner aus Kornwestheim** hinterließ bei seinem Tode 1599 ein Vermögen, das heutiger Umrechnung nach gewiß einer Million entsprechen würde. Aus einer wohlhabenden Bauernfamilie stammend, hatte er zweimal

[29] *Fr. Lütge,* a. a. O., S. 338f.

[30] *Fr. Mager,* Geschichte des Bauerntums und der Bodenkultur im Lande Mecklenburg, Berlin 1955, S. 130f.

* „Pomerania", herausgegeben von Gaebel, 1908, Bd. 2, S. 170.

** *W. A. Boelcke,* Bäuerlicher Wohlstand in Württemberg Ende des 16. Jh. (Jhb. für Nationalökonomie u. Statistik 176, 1965).

reich geheiratet, so daß er 424 Morgen (150 ha) Ackerland besaß, von denen etwa ein Drittel freieigenes Land war. Der Hof wird ihm jährlich 750–1000 fl. Reingewinn gebracht haben. Außer Grund und Boden und Barvermögen besaß Minner aber auch 183 Gültbriefe mit einem Gesamtwert von fast 40 000 fl., die, mit 5% verzinst, ihm nochmals 2000 fl. einbrachten. Kein Wunder, daß er nicht nur seinen Töchtern eine stattliche Mitgift geben, sondern auch seinen jüngsten Sohn in Tübingen und Italien die Rechte studieren lassen konnte. Auffallend ist die enge Verwandtschaft Minners, aber auch anderer Kornwestheimer Bauernfamilien mit städtischen Geschlechtern in Eßlingen und anderwärts. Minner stand mit diesem Vermögen wohl für sich, aber wohlhabende, ja reiche Bauern gab es nicht nur in Württemberg, das zeigen die Steuerlisten, deren systematische Aufarbeitung freilich noch fehlt, in beträchtlicher Zahl. Auch im 18. Jahrhundert meinte der bekannte Pfarrer Mayer in Kupferzell, daß es eine allbekannte Sache sei, daß es im Hohenlohischen Bauern mit drei-, vier-, sechs- und zehntausend Gulden Vermögen gäbe.

Ein anderes Beispiel bietet der Bauer Paul Wagner* aus Schlanzschwitz in Sachsen, der zum Wiederaufbau seiner 1536 durch Blitzschlag zerstörten Pfarrkirche Altmügeln 100 dicke Groschen beisteuerte. Wagner versteuerte ein Vermögen von 120 Schock Groschen und besaß etwa 5 Hufen (60 ha) Land. Drei Knechte und zwei Mägde waren bei ihm in Stellung. Er bestellte sich bei dem besten Dresdener Bildhauer der Zeit ein Denkmal, das seine Spende festhielt. Es steht noch heute in der Kirche. Auf ihm kniet Wagner mit der prall gefüllten Geldkatze am Gürtel in prächtig stolzer Haltung, hinter ihm, sehr viel bescheidener, seine Frau. Und am Fußende prangen nach ritterlicher Art die Wappen, die Sichel und Pflugschar zeigen. Daß dies Denkmal 11 Jahre nach dem Bauernkrieg entstanden ist, gilt es hervorzuheben."[31]

Eine gewisse Mobilität zwischen den Ständen und Klassen darf auch in der Feudalzeit angenommen werden. Welches Ausmaß sie hatte, ist aber bedauerlicherweise noch wenig untersucht. Wahrscheinlich war sie aber größer im 16. Jahrhundert als zuvor.

Wie überhaupt das 16. Jahrhundert auf dem Lande voller Erscheinungen war, die auf eine neue Zeit deuteten. Es war natürlich eine Zeit des Rückschlags auf den Bauernkrieg, der beginnenden Refeudalisierung. Es war eine Zeit, in der die Territorial-Fürsten die Niederlage der Ritter zum Beginn des Jahrhunderts zu einer starken Verschiebung der Kräfte innerhalb der herrschenden Klassen und Schichten ausnutzten.

Es war vor allem aber auch eine Zeit der Verschiebung der Verhältnisse innerhalb der Werktätigen auf dem Lande. Die Bauernklasse differenzierte sich wohl weit stärker als in den beiden vorangehenden Jahrhunderten. Die reichen Bauern wurden reicher. Aber wurden auch die armen ärmer? In jedem Fall nimmt die Zahl der Landlosen auf dem Lande infolge des Bevölkerungswachstums zu. Eine Wendung in Richtung eines Fortschritts?

Die Frage hat Sinn, wenn man bedenkt, daß so das Land zu einem reichen Arbeitskräfte-Potential für die Stadt werden kann. Aber ist die Mobilität der auf dem Lande Arbeitenden groß genug für die Realisierung dieses Potentials? Und ist die Entwicklung der Städte so, daß sie von diesem Potential Gebrauch machen konnten? Nach vielen Vorstellungen vieler Historiker ist die Mobilität auf dem Land sehr gering. Natürlich weiß jeder um die Ostkolonisation in früheren Zeiten. Wie aber war es im 16. Jahr-

[31] *G. Franz*, a. a. O., S. 211f.

* Kh. Blaschke, Reformationsgeschichte Sachsens (Sächsische Heimatblätter 1967), jetzt auch Schriften des Vereins f. Reformationsgeschichte 185, 1970.

hundert und später, vor dem Dreißigjährigen Krieg? Waren die Bauern nicht „ansässig für immer"? schon durch ihre feudale Bindung an das Land. Es hat den Anschein, daß die Mobilität doch eine nicht geringe war, sowohl auf dem Lande selbst wie vom Lande in die Stadt. Mager berichtet für unsere Zeit über Mecklenburg:

„Die Beweglichkeit der ländlichen Bevölkerung war im 15. und 16. Jahrhundert in Mecklenburg erheblich, und die Besitzverhältnisse waren noch wenig stabil, wie Endlers Untersuchungen* ergeben haben. Zunächst ist eine gewisse Abwanderung vom Lande nach den Städten festzustellen; denn so lange die städtische Entwicklung eine aufsteigende war und Handel und Gewerbe noch aufnahmefähig für Arbeitskräfte waren, boten die Städte den nicht erbberechtigten Bauernsöhnen, soweit sie noch nicht an die Scholle gefesselt waren, gewisse Möglichkeiten zur Begründung einer neuen Existenz, und so lange sich das Abforderungsrecht noch nicht durchgesetzt hatte, suchten auch viele flüchtige Bauern in den Städten ein Unterkommen, besonders in der Periode der Fehden des 15. Jahrhunderts. Bauernsöhnen war der Eintritt in die städtischen Handwerkerzünfte noch möglich, und noch um 1610 bescheinigte der Amtmann von Wanzka einem Bauernsohn, daß er frei und echt geboren und zur Aufnahme in eine Zunft geeignet sei**. Aber auch auf dem Lande selbst, von Dorf zu Dorf, stellt Endler eine ‚erhebliche Bewegung in der bäuerlichen Bevölkerung' fest, d. h. einen starken Besitzwechsel der bäuerlichen Höfe. Dabei scheidet Spekulationssucht als Grund für diese Erscheinung aus; denn die Art, wie die Bauernhöfe vor dem Dreißigjährigen Kriege verkauft wurden, ließ die Möglichkeit einer Bodenspekulation nicht zu. Der Preis einer zum Verkauf stehenden Bauernstelle wurde von den Nachbarn bestimmt; der Wert einer Hufe war in Gegenden mit ähnlichen Bodenverhältnissen gleich hoch, und ebenso war die Taxe der Gebäude und des Beschlages unabhängig von Angebot und Nachfrage. Für Verkauf und Erbschichtung waren gleiche Taxpreise üblich, die sich durch Generationen gleich blieben, so daß der Verkauf einer Stelle keinen Gewinn von Bedeutung bringen konnte, der zum Grundstückhandel hätte verlocken können. Für den Besitzwechsel spielte aber schlechte Wirtschaft des Bauern eine gewisse Rolle. Sofern die Rente aus einem Hofe gefährdet war, konnte der Grundherr als Obereigentümer nach dem Ratzeburger Recht die betreffende Stelle erst ‚antasten', und zwar nur mit Zustimmung des Bauerngerichts. Dieses setzte dem beanstandeten Bauern in der Regel eine Frist, bis zu deren Ablauf der Hof in Ordnung zu bringen war; andernfalls mußte er seinen Hof abgeben. Oft verkaufte der Bauer aber in solchen Fällen seinen Hof vorher lieber freiwillig, um auf diese Weise eher die Aussicht zu haben, für sich noch etwas übrig zu behalten. Immer hatten bei Verkäufen die Verwandten einen Anspruch darauf, als eventuelle Käufer bevorzugt zugelassen zu werden. Häufig trat die Verschuldung eines Hofes erst beim Tode des Besitzers zutage, weshalb der Hof dann nicht selten, statt auf den Sohn, auf einen zahlungskräftigen Schwiegersohn oder auf einen anderen Verwandten überging. Ferner war als Grund für den bäuerlichen Besitzwechsel die starke Sterblichkeit von Bedeutung. Pest und andere Seuchen vernichteten von Zeit zu Zeit die Bevölkerung oft ganzer Dörfer oder dezimierten sie doch stark, und in den Registern findet sich häufig genug die Anmerkung, daß der Bauer samt seiner ganzen Familie der Pest, der ‚Contagion', erlegen sei. Aber auch der frühe Tod eines Bauern konnte die Erhaltung der Stelle für eins seiner noch kleinen Kinder bedrohen. Gewöhn-

* *Endler:* Die bäuerliche Bevölkerung Mecklenburgs vor dem Dreißigjährigen Krieg, Hamburg 1934, S. 8ff.

** *Endler* u. *Folkers:* Das Mecklenburgische Bauerndorf, 1930, S. 53.

lich heiratete die Witwe wieder, und ihr neuer Mann sollte als ‚Setzwirt' die Stelle bis zur Mündigkeit des Hoferben bewirtschaften. Das konnte nicht immer geschehen, z. B. konnte der Setzwirt gezwungen sein, so viel Gelder in einen verwahrlosten Hof hineinzustecken, daß für den Erben eine Auszahlung nicht möglich war und der Verkauf des Hofes an den Setzwirt zur Notwendigkeit wurde. Zeiten von Fehden und wiederholte Mißernten konnten die Erhaltung der Bauernstelle in derselben Familie gleichfalls gefährden, ebenso Viehseuchen, die nicht selten zum Totalverlust des Viehbeschlages führten. Der Bauer konnte sich dann auf seinem Hof nicht mehr halten und war gezwungen, ihn abzugeben, oder er ‚entlief' auch einfach. Als nicht seltenen Grund führt Endler schließlich noch an, daß in vielen Teilen von Mecklenburg im Laufe des 16. Jahrhunderts die Lasten der Bauernhöfe derart erhöht wurden, daß letztere wirtschaftlich unrentabel wurden; deshalb kam es häufig vor, daß der Bauer lieber den Hof im Stich ließ, als mehr und mehr in Schulden zu geraten.

Endler ist nun zu dem Ergebnis gekommen, man könne im allgemeinen damit rechnen, daß vor dem Dreißigjährigen Kriege infolge des Zusammenwirkens der oben für die Besitzveränderung angeführten Gründe innerhalb einer Generation (drei Jahrzehnte) etwa 35 Prozent aller Stellen ihren Besitz einmal oder sogar mehrere Male gewechselt haben. Etwas günstiger wird freilich das Bild bei Betrachtung längerer Zeiträume, da es oft dieselben Stellen waren, die ihren Besitzer immer wieder wechselten, weil nach dem herrschenden Brauch stets die Schulden des Vorgängers übernommen werden mußten. Besonders häufig war vor dem Dreißigjährigen Kriege der Besitzwechsel im Lande Stargard, da die Belastung der Bauern hier höher als anderenorts, z. B. in Ratzeburg, war. In Stargard scheinen die Bauern sehr oft ihre Höfe im Stiche gelassen zu haben, um nicht von der Schuldenlast, die auf dem Hof und nicht auf der Person lastete, erdrückt zu werden. Im Amte Stargard wechselten nämlich von 1496 bis 1624 auf 148 Bauernhöfen, für die vergleichbares Material vorhanden ist, 82,4 Prozent dieser Stellen ihre Besitzer, und in einigen Dörfern war 1624 keine Stelle mehr in der Hand der Besitzerfamilie von 1496. Ganz allgemein kann aber gesagt werden, daß das 16. Jahrhundert eine Besserung der bäuerlichen Seßhaftigkeit brachte, die zwar nicht groß war, aber doch gleichmäßig überall feststellbar ist. Als Grund hierfür kann wohl der Verfall der Stadtwirtschaft, der den Zuzug vom Lande nach der Stadt verringerte, angegeben werden. Der Verfasser möchte darüber hinaus noch vermuten, daß vielleicht auch die zunehmende Bindung der Bauernschaft an die Scholle eine gewisse Rolle spielte und die bäuerliche Seßhaftigkeit zwangsläufig verstärkte. Weiter läßt sich nach Endler beobachten, daß bestimmte Stellen ihre Besitzer immer wieder wechselten und gerade sie es häufig waren, die später wüst lagen. Andererseits kann man als sicher feststellen, daß, je länger eine Stelle bereits im Besitz einer Familie war, desto geringer auch die Wahrscheinlichkeit war, daß sie ihren Besitzer wechselte. Geschah dies aber doch, so lag hier gewöhnlich nicht ein Verkauf der betreffenden Stelle, sondern eine Einheirat vor. Die letztere war überhaupt für den bäuerlichen Besitzwechsel von erheblicher Bedeutung, beispielsweise ergibt sich für Ratzeburg, daß in der Zeit von 1540 bis 1619 30,4 Prozent alles Besitzwechsels durch Einheirat erfolgte.

Trotz des festgestellten großen Stellenwechsels saß aber nach Endler ein nicht geringer Kreis von Familien jahrhundertelang in der gleichen Gegend fest und breitete sich häufig, wenn auch langsam, immer weiter aus. Auch wenn sich in einem Gebiet die Stellenzahl gleichblieb, so kann man doch einen zahlenmäßigen Rückgang der in der betreffenden Gegend vorkommenden Familiennamen beobachten. Der Grund hierfür

lag darin, daß die jüngeren Söhne bodenständiger Bauernfamilien auf Höfe zogen, die keinen männlichen Erben hatten oder auf andere Weise frei wurden. Und das war eine Tatsache, die für die Bodenständigkeit einer Familie von größter Bedeutung war, indem hierdurch die Folgen des beobachteten starken Stellenwechsels ganz erheblich abgeschwächt wurden. Wenn also auch der Hauptzweig der Familie vom Stammhof verschwand, so saßen doch in der Nachbarschaft auf anderen Stellen andere Zweige derselben Familie, die damit bodenständig blieb. Die Stadt war damals wegen des Zunftzwanges und sonstiger Niederlassungsbeschränkungen (auch, wie schon bemerkt, wegen des Rückganges der Stadtwirtschaft) für ländlichen Zuzug nur beschränkt aufnahmefähig. Deshalb blieb der größte Teil der nichterbberechtigten Bauernsöhne auf dem Lande, entweder gleichfalls im landwirtschaftlichen Beruf oder als ländliche Handwerker, die bodenständig blieben und deren Nachkommen nicht selten den Weg in den Bauernstand zurückfanden."[32]

Wir haben so ausführlich zitiert, weil Mager so klug die verschiedenen Motive für die Mobilität der Bauern abwägt. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß Mecklenburg eine Ausnahmestellung in der Mobilität einnimmt, aber zweifellos bedürfen wir noch vieler anderer Untersuchungen, um zu einem schlüssigen Urteil für Deutschland zu kommen, insbesondere auch, ob in unserer Zeit die Abwanderung in die Stadt noch eine größere Rolle spielt, wessen ich nicht sicher bin. Harnisch bemerkt zu der hier angeschnittenen Problematik:

„Zur Frage der Mobilität der Landbevölkerung. In der Tat war sie nicht unbeachtlich. Aus Zeugenvernehmungen, bei denen Alter, Herkunft, Beruf etc. erfragt wurden, habe ich aber bei der Landbevölkerung den Eindruck, daß die Nahwanderung ganz überwog. Wie es bei der städtischen Bevölkerung als Folge der Handwerkerwanderung aussah, weiß ich nicht. In der zweiten Hälfte des 16. Jh. muß die Wanderung infolge religiöser Intoleranz schon ganz beträchtlich gewesen sein. Die Ausgabevermerke in den Gemeinderechnungen geben da interessante Aufschlüsse.

Eine andere Frage ist die der Auswirkung von Seuchen auf die Wanderungsbewegung. Die Seuchensterblichkeit war in den Städten immer größer als auf dem Lande. Aber auch die Normalsterblichkeit lag in den Städten höher, und etwa von einer Größenordnung von über 10 000 Einwohnern an hatten die Städte normalerweise Sterbeüberschuß. Es scheint mir daher auffallend, daß auch nach schweren Seuchen die Eheschließungsziffer vieler Städte bald wieder das alte Niveau erreichte. Die Seuchensterblichkeit, vor allem auch die Pest, traf Kinder und Alte überdurchschnittlich stark. Der schnelle Wiederanstieg der Eheschließungsziffer kann also nicht allein von der nachwachsenden Generation getragen worden sein. Es werden z. T. Zweitehen gewesen sein, die durch die Seuche Verwitwete geschlossen haben und Zuwanderer vom Lande. (Lange Reihen der natürlichen Bevölkerungsbewegung einzelner Städte bei Süßmilch, Bd. 1, Anhang, 4. Aufl. von 1775). Das Leben in der Stadt scheint demzufolge für die Landbevölkerung als Zielvorstellung nicht unwichtig gewesen zu sein."

Die Frage der Einwirkung der Seuchen auf die Mobilität scheint mir noch gründlicher Untersuchung wert. Für England haben bereits Bevölkerungsstatistiker des 17. Jahrhunderts festgestellt, daß London sich nach einer Seuche immer wieder schnell „aufgefüllt" hat durch Zuzug vom Lande. Kann man etwas Ähnliches auch für deutsche Städte feststellen?

[32] *Fr. Mager*, a. a. O., S. 110ff.

Was die Zeit des Dreißigjährigen Krieges betrifft, so darf man die Frage der kurzfristigen Mobilität nicht außer Acht lassen. Der Schuhmachermeister Heberle, von dem wir noch später berichten werden, flüchtete zum Beispiel siebenundzwanzigmal mit seiner Familie aus Neenstetten nach Ulm.

Gleichzeitig bringt der Dreißigjährige Krieg auch eine längerfristige Mobilität, die aber schließlich doch wieder in die Heimat zurückführt. Über einen solchen Fall sei berichtet:

„In den letzten Monaten des Krieges erscheint vor dem Tittinger Amt der Tafernmüller Paulus Baier, der diese Mühle ‚vor ungefähr 17 jahren' gekauft hatte. Was er zu erzählen hat, ist typisch für das Schicksal jener Menschen in einer Zeit, die nicht nach Herkunft und Konfession fragte, wenn es darum ging, Kräfte auszunutzen, wo man sie fand.

‚Nachdeme er nun dise mühl in 2½ jahrlang besessen, habe das kriegswesen und große hungersnot also überhand genommen, daß er sich mit seinem weib von der mühl, wie auch eine große menge volk tuen miessen, begeben, und gewillt gewesen, bis auf erfolgende besserung in Österreich zue züechen, und als er nacher Regenspurg uf die brucken komen, sey dazumal eben das Goldisch regiment in der statt gelegen und under selbigem vil bekanten soldatten als Eystettischen stiftskinder gewesen, bevorab der Schuesterliendel von Nensling. Der war fenderich. Der empfieng ihn und fragte, wa er hinwolt. Deme gab er antwort, hete hungersnot halbern von haus und seiner mühl lassen miessen, wer gedacht, bis uf besserung in Österreich zue ziechen. Hab fenderich angefangen, ob er kein soldatten geben mecht, solte mit ihme zu sein quartier gehen, wöllt ihm ein stück zu essen geben, dörf darum, wann sein will nit darbei, kein soldaten geben. So sey er mit ihm als einem guetten bekanten ins quartier gangen. Indessen kem der haubtmann Con, meldend ob er der Tafermiller sey. Antwort er: ja. Ob er nit ein soldatten geben mecht? Hett er geantwort: Neün! So hab er wider angefangen: wann er kein soldaten mög geben, so hab er doch gehört, er kind wol schießen, soll ihm ein schüzen abgeben, wöll ihm ein underhalt schaffen. Dessen er sich eingangen, doch ihme vorbehalten, er laß sich einmal nit underhalten. Nachdeme er nun ein viertel jahr lang sich hab also gebrauchen lassen, sey er solang gesteckt und gebleckt (= in Stock und Block geschlossen) worden, bis er sich hab underhalten lassen, gestalten er dann zway jahr under disem regiment gedinet, nachgehends von den Schwedischen vor Witschstock gefangen worden und auch 3½ jahrlang darunder gedient, hernach wider von den kayserischen vor Wolfenbittel gefangen worden, darunder als dem Carretischen regiment 2 jahr gedinet, hernach sey er von den Schwedischen wider gefangen worden, under denen hab er wider bis zue der letzten Leipziger schlacht dienen miessen. Hernach hab er sein abschid bekommen. Under solcher zeit hab er sich in der statt Tittaw (= Zittau?) ufgehalten und ehender nit wider nach haus komen kinden. Nun mieß er jezt vernemen, daß gedachte sein ingehabte mühl vor 10 jahren von herrschaftswegen ... verkauft ... worden, bittet derentwegen, man solte ihme die oberkeitliche hand bieten und wider zue seiner mühl komen lassen.'

Der Müller mußte noch lange auf einen für ihn günstigen Entscheid warten. Sein Nachfolger hatte ja zu einer Zeit, als sein Schicksal völlig ungewiß war, die Mühle rechtmäßig und auf Veranlassung der Obrigkeit erworben. Schließlich erhielt er sein Eigentum gegen eine Entschädigung wieder zurück, da ihm die älteren Rechte zugebilligt wurden.

Daß Heimkehrer ihre Hofstätten in anderen Händen fanden, war sicher kein Einzel-

fall. Die Politik der Obrigkeit ging überall darauf aus, ödliegende Anwesen so schnell wie möglich und unter befristetem Verzicht auf Abgaben wieder an den Mann zu bringen. Auf andere Weise war der wirtschaftlichen Not, die überall im Lande herrschte, nicht zu steuern."[33]

Noch kurz sei hier auf die gesellschaftspolitische Seite der Stellung der Bauern eingegangen. Franz meint mit Recht, daß hier die Folgen des verlorenen Bauernkrieges viel größere gewesen waren als in der wirtschaftlichen Position der Bauern.

„Fast allgemein wurden die Bauern zunächst entwaffnet. Gelegentlich wurden auch Versammlungen und der Wirtshausbesuch verboten. Im Schwarzwald sollten selbst die Friedhofsmauern und die Kirchtürme als Stützpunkte bäuerlicher Verteidigung niedergelegt und die Glocken abgeliefert werden. Wichtiger war, daß allerorten die bäuerliche Selbstverwaltung eingeschränkt wurde. Die Reichenauer mußten ihre Rathäuser dem Abt übergeben und durften keine Bürgermeister mehr wählen. Die Bauern im Amt Bischofsheim mußten auf Gerichtssiegel und eigenes Gericht verzichten. Der Rheingau erhielt eine neue Landesordnung, die die Autonomie dieses Bauernlandes mit Bürgerrechten völlig vernichtete."

Auf weitere Sicht betrachtet handelt es sich dabei um eine Entwicklung, die Heitz so schildert: „Der Niederschlagung der frühbürgerlichen Revolution folgte langfristig der Ausbau des feudalen Machtapparats, zumeist in Gestalt des kleinstaatlichen Absolutismus, seltener in Gestalt des die Interessen der herrschenden Klasse ebenfalls sichernden territorialen Ständestaates.* Aus diesen auf Befestigung des Machtapparats zielenden Tendenzen ergaben sich die zahlreichen territorialen sowie die allerdings in ihrer Anwendung eben durch die Kleinstaaten eingeschränkten zentralen Polizeiordnungen.** Dies setzte im 16. Jh. ein, erreichte aber erst während des dreißigjährigen Krieges bzw. unmittelbar danach in den Bauern-, Gesinde- und Schäferordnungen einen Abschluß."[34]

Jedoch gibt es auch noch beachtliche Gegentendenzen. So bemerken Bentzien und Strobach: „Die Lebensweise der Bauern wurde durch die politische Niederlage von 1525 in anderer Weise nachhaltig beeinflußt. Am stärksten war die Grundform des sozialen Lebens im Dorf, die Gemeinde, davon betroffen. Ihre demokratischen Rechte und Kompetenzen, um die im Bauernkrieg gekämpft worden war, wurden von der Feudalklasse zunehmend liquidiert. Doch leisteten die Bauern entschiedenen Widerstand, so daß sich dieser Prozeß im Westen und Süden Deutschlands teilweise erheblich verzögerte und einige Rechte der Dorfgemeinden verteidigt werden konnten; Weistumsaufzeichnungen erfolgten hier noch während des ganzen 16. Jahrhunderts. Faktisch zerschlagen wurde die Dorfgemeinde in Ostelbien, wo der Feudaladel den Weg der Ausbildung von Gutsherrschaften beschritt, während sich im grundherrschaftlichen Westen und Süden sowie in Mitteldeutschland zwar die feudale Kontrolle der Gemeindeangelegenheiten schließlich durchsetzte, kräftige Reste einer gemeindlichen Autonomie

[33] *K.-S. Kramer,* Volksleben im Fürstentum Ansbach und seinen Nachbargebieten (1500–1800), Würzburg 1961, S. 325f.

[34] *G. Heitz,* Bäuerliche Klassenkämpfe im Spätfeudalismus, in: Der Deutsche Bauernkrieg 1524/25, hg. von G. Brendler und A. Laube, Berlin 1977, S. 209.

* *G. Vogler,* Bürgertum und Staatsgewalt in der Epoche des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus (Referat Hansetagung Cottbus 1974, Ms.) (Vgl. Bericht in: ZfG, 2/1975).

** *G. K. Schmelzeisen,* Polizeiordnungen und Privatrecht (Forschungen zur neueren Privatrechtsgeschichte, Bd. 3), Münster/Köln 1955.

aber selbst unter den Vorzeichen feudalabsolutistischer Gemeindeordnungen erhalten blieben. Damit behaupteten sich hier manche Züge einer urwüchsigen Demokratie, unter anderem bei der Nutzung und Wartung der Gemeindeeinrichtungen. Freilich prallten auch hier feudalherrliche und bäuerliche Interessen nicht selten hart aufeinander, sei es bezüglich der Schankgerechtigkeit, der Zwangsbacköfen und anderer Einrichtungen."[35]

Und was gar die „militärische Entrechtung" betrifft, so kann auch Franz schon für 1542 feststellen: „Trotzdem verschwand der Gedanke der Volksbewaffnung auch im 16. Jahrhundert nicht. Herzog Moritz von Sachsen bot in der Wurzener Stiftsfehde 1542 6000 Bauern auf. Ebenso bestanden die Truppen des Landgrafen Philipp von Hessen und des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gegen Herzog Heinrich von Braunschweig 1545 nur zur Hälfte aus geworbenen Knechten, zur anderen Hälfte aber aus aufgebotenen Bauern. Das Landesaufgebot, das von den Amtleuten aufgeboten und angeführt wurde, wurde nicht besoldet, ja es mußte auch von den Städten und Ämtern verpflegt werden. Die Hälfte der Aufgebotenen mußten jetzt schon mit langen Handrohren, also Gewehren, ausgerüstet sein."

Und für die Zeit unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Krieg stellt er fest:

„Mit besonderem Nachdruck hat Maximilian von Bayern am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges die Landesdefension aufgebaut und auch schon 1607 bei seinem Vorgehen gegen Donauwörth eingesetzt. Er ging so weit, neben die Lehensreiterei auch eine Landreiterei aus vermögenden Bauern und Bürgern zu stellen. ...

Um 1600 war das Defensionswerk trotz vielfachen Widerstandes der Bauern, die dem Waffendienst entwöhnt waren und wohl gern eine Büchse besaßen, aber nicht regelmäßig exerzieren wollten, fast allerorten durchgeführt. In Bayern glaubte man im Jahre 1615 die Organisation abgeschlossen zu haben und kriegsbereit zu sein."

Wenn aber auch die „militärische Entrechtung" schließlich nur kurzfristig war, steigerte sich die politische Unterdrückung auf anderen Gebieten. Franz bemerkt:

„‚In welchem deutschen Lande (heißt es in der ‚Bauernklage' 1598) hat der Bauer noch sein altes Recht? Wo seine Nutzung an den gemeinen Feldern, Wiesen und Gehölzen? Wo gemessene Frohnden und Scharwerke? Wo noch sein eigen Gericht? Daß Gott erbarm! Alles das und anderes aus dem vormaligen Ehrenstand der Bauern ist mehrenteils gar so verloschen und erstorben, daß, wer noch von solchen spricht, hören muß, er sei ein Herrenfeind und Aufrührer, verdiene an Gut, Leib und Leben gestraft zu werden.' Die bäuerliche Selbstverwaltung auf dem Lande, die Autonomie, trat zunehmend zurück. Anstelle des Weistums trat die landesfürstliche oder herrschaftliche Dorfordnung, die das dörfliche Leben von Obrigkeits wegen zu ordnen unternahm. ...

Landgraf Wilhelm IV. von Hessen ... hielt auf einem Landtag 1569 seinen Adligen vor, daß sie ihre Hintersassen behandelten, als wenn diese Wenden oder Sklaven wären und als ob sie Gewalt über Leben und Tod besäßen. Vor allem aber wirkte sich die Vermehrung der Beamtenschaft verhängnisvoll aus. Die schon genannte ‚Bauernklage' (1598) sieht in der gewaltigen Mehrung der Amtleute und des Schreibervolkes, das sich in der letzten Generation wohl vervierfacht habe, den eigentlichen Fluch des gemeinen Mannes. Der hessische Chronist Wigand Lauze, selbst ein Regierungssekretär,

[35] *U. Bentzien, H. Strobach,* Entwicklungstendenzen der bäuerlichen Kultur zur Zeit des deutschen Bauernkrieges, in: Der Bauer im Klassenkampf, hg. von G. Heitz, A. Laube, M. Steinmetz, G. Vogler, Berlin 1975, S. 275.

meinte 1552, früher sei an manchen Orten nur ein Amtmann oder Rentmeister, Schultheiß oder Landknecht gewesen, die Ämter seien trotzdem gut verwaltet gewesen. Heute aber finde man an solchen Orten zugleich einen Rentmeister, Rentschreiber, halben Rentschreiber, Schultheiß, Afterschultheiß, zwei oder drei Landknechte, zwei oder drei Zöllner, Kornmesser, Burggrafen und andere noch mehr. Sie alle hätten keine bestimmte Besoldung, sondern müßten von den Untertanen unterhalten werden. Sie bauten in Städten, Dörfern und Meierhöfen große Gebäude, Scheuern und Lusthäuser, für die die Untertanen das Holz liefern und Arbeit leisten müßten. Sie kauften zudem zu den Amtsäckern auf eigene Rechnung Land, das ebenfalls die Amtsuntertanen bestellen müßten, so daß sie zuweilen den Amtsknechten mehr Dienste leisten müßten als dem Fürsten. Beschwerden dagegen hülfen wenig, da die Beamten alle unter einer Decke steckten. Einige Jahrzehnte später klagt ein hessischer Superintendent (1574): ‚Wenn einer von den Amtsknechten eines Fingers breit zu gebieten hat, unterwindet er sich eines Schrittes.' Die Beamten würden das Amt aussaugen, als ob es ihr eigen wäre. Die ägyptische Knechtschaft und Dienstbarkeit könne nicht schlimmer gewesen sein als die gegenwärtige Bedrückung des armen Mannes. Den Tübinger Professor Nicodemus Frischlin kostete es 1578 sein Amt, daß er in einer akademischen Rede gegen die adligen Unmenschen und Leutfresser und Bauernschinder zu Felde zog, gegen die es kein Recht gäbe.

Gewiß dürfen solche Klagen nicht verallgemeinert werden, sie zeigen aber doch, daß der Bauer nicht nur in Ostdeutschland, sondern auch im Altland zum Untertan geworden war, der vielfach außerhalb des Rechtes stand. Verwaltung und Rechtspflege waren bis in das 19. Jahrhundert hinein im Amt, also in der unteren und mittleren Ebene, in einer Hand, und das Amt wurde an den Inhaber, einen Adligen oder auch einen bürgerlichen Juristen, verpachtet. Er hatte dann zugleich mit dem Amt den Amtshof zu bewirtschaften und konnte sich daran schadlos halten. Daß damit eine große Versuchung gegeben war, das Amt auf Kosten der Untertanen auszunutzen, liegt auf der Hand."[36]

Unter den Rechtsverlusten der Bauern ist auch die Einschränkung des bäuerlichen zugunsten des Herrenjagdrechts, insbesondere des der territorialen Fürsten zu nennen; dabei ergab sich sogar eine Höherstellung des Wildes gegenüber den Bauern, die darin zum Ausdruck kam, daß nicht selten den Bauern die Aufstellung von Zäunen und die Anpflanzung von Hecken verboten wurde, damit das Wild freien Nahrungszugang zu den Feldern hatte. Ja, in unserer Zeit wird das Jagdrecht vielfach schon zum ausschließlichen Recht der Herren, und jagende Bauern, die gefaßt werden, werden mit dem Abschneiden der Ohren, dem Ausstechen der Augen, ja der Entmannung und dem Tode bestraft.

Doch noch in einem viel weiteren Rahmen müssen wir die gesellschaftliche Position der Bauern sehen. Wenn es im Dreißigjährigen Krieg den Soldatenspruch gab: Jeder Soldat braucht drei Bauern, einen, der ihn ernährt, einen, der ihm seine Frau überläßt, und einen, der an seiner Stelle in die Hölle fährt – dann läßt sich schon ahnen, wie das Ansehen der Bauern in der Gesellschaft seit dem Bauernkrieg gesunken ist.

Lahnstein schreibt dazu: „Wenn der Bauernstand nach den verzweifelten, in Blutströmen ertrunkenen Anstrengungen der Bauernkriege viele Menschenalter hindurch ‚geschichtslos' gelebt hat, so kann man das mit einiger Vorsicht auch auf die Kultur-

[36] *G. Franz*, a. a. O., S. 146f., 169, 171, 148ff.

und Gesellschaftsgeschichte beziehen. Der Bauer, von dessen Mühsal alle lebten, hat nicht mitgetan in dem großen Gesellschaftsspiel; ob er, in harte, gleichmäßige Arbeit verflochten, nicht mitspielen konnte – ob er, von oben herab verachtet, nicht mitspielen durfte – ob er, in heimlichem Groll, verstecktem Stolz, nicht mitspielen wollte – wer will das auseinanderlegen? Übrigens gab es Landschaften, in denen die alte Freiheit den Bauern nicht, oder doch nicht ganz verloren gegangen war; so in der Schweiz, in Tirol, in Westfalen, in Elb- und Wesermarschen, in Holstein und in Friesland. Hier ‚spielten sie eine Rolle.' In den meisten Teilen des Reichs jedoch waren die Bauern so gering geachtet, wie selten in der deutschen Geschichte; es mochte dabei mitspielen, daß durch den langen Krieg ihre einfältigen und biederen Sitten vielerorts verkommen und einer Verrohung und Verwilderung gewichen waren. ‚Bauern sind zwar Menschen, aber etwas ungehobelter und gröber als die anderen. Betrachtet man ihre Sitten und Gebärden, so ist unschwer, einen höflichen Menschen von einem Bauern zu unterscheiden. Einem Bauren gehört der Flegel in die Hand, ein Karst auf die Achsel und eine Mistgabel an die Tür. Ihre häßlichen Sitten sind jedermann bekannt ...' So schimpft ein geistlicher Herr in einem 1684 erschienen Büchlein. Der dumpfe Groll der gering geschätzten und geplagten Bauern blitzt aus dem bösen, in Mitteldeutschland damals gängigen Sprichwort: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken."[37]

So manche Formulierungen sind unsicher, einiges ist auch grundfalsch – aber deutlich wird die richtige Ansicht, daß der Bauer an gesellschaftlicher Position verloren hat. In dieser Beziehung hat der Bauernkrieg eine Wendung gebracht. Das arbeitet auch Martini sehr deutlich in seinen Untersuchungen über das Bauerntum in der Literatur des 16. Jahrhunderts heraus. Dabei ist es von Interesse zu sehen, wieviel primitiver die Protestanten als die seit Jahrhunderten in der Manipulation der öffentlichen Meinungen geübten Katholiken vorgehen. Luthers auf niedrigstem Niveau schändliche Reden und Pamphlete gegen die Bauern sind gut bekannt.

Martini, der sein Buch 1944, mit häufigen Konzessionen an die damals herrschende Ideologie, veröffentlichte, bringt doch eine Fülle von Material und Einschätzungen, die zu beachten sind. Er schreibt:

„Das verhängnisvolle Jahr 1525 vernichtete die Entwicklung eines Bauernbildes, das, im engsten Verein mit den seit Jahrhunderten gärenden und drohenden politischen, sozialen und religiösen Forderungen und Kräften des bäuerlichen Volksgrundes, dem bisher niedersten Stand eine entscheidungsvolle Bedeutung, eine schlüsselhafte Stellung im Volksganzen geben wollte. Die Fülle der Flugschriften brach jäh ab und hinterließ im folgenden 16. Jahrhundert nur spärliche, verspätete Zeugnisse ohne schöpferische Kraft. Die gewaltige Erregung, die die sozialen Stürme ausgelöst hatten, unter deren Druck und Spannung man seit mehr als einem Jahrhundert gelebt hatte, wurde jetzt gewaltsam erstickt und damit eine epochale Bewegung, die weit über die Reformation hinaus auf älteste Volksgründe zurückgriff, mit Härte und Blut vernichtet. ...

Das einprägsamste Beispiel dieser verwandelten sozialen Anschauung bietet die Legende von den ungleichen Kindern Evas*, die jetzt aus der Volksüberlieferung in das Schrifttum einging, in der protestantischen Dichtung eine erstaunlich große Ver-

[37] *P. Lahnstein,* Das Leben im Barock, Stuttgart 1974, S. 19f.

* Vgl. dazu *Winzer,* Die ungleichen Kinder Evas in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts, Diss. Greifswald 1908 ...

breitung fand*, auch im Volksmunde fortlebte**. Melanchthon, der in seiner Soziallehre Luthers Obrigkeitsbegriff systematisch, rational-autoritär ausbaute, gab ihr als der Lehre des wahren Adels und des von Gott bestimmten Ursprungs der Stände eine einflußreiche Geltung. Wieder war damit, wie in der dem Alten Testament entnommenen Erzählung von der Entstehung des Bauernstandes aus dem Fluch über Ham, die das mittelalterliche Schrifttum durchzog, eine biblische Legende zum bildhaften Beweis der von Gott eingesetzten, in seiner Weltordnung begründeten Notwendigkeit der bestehenden sozialen Unterschiede geworden. Wie nach dem Alten Testament die Arbeit des Bauern zum Fluch geworden war, zum Zeichen des menschlichen Sündenfalls, so wurde hier der Bauer als der im Sündenstand beharrende Mensch brückenlos von den anderen herrschenden Ständen geschieden und sittlich-religiös ihnen bedingungslos untergeordnet. Der soziale Zustand in dieser Wirklichkeit wurde damit wieder an eine letzte religiöse Ordnung gebunden, durch sie gerechtfertigt und damit auch im religiösen Sinne unumstößlich. . . .

Die Erzählung, wie die Berufstände unter den Kindern der Urmutter durch Gott je nach ihrer sittlichen Erscheinung und ihrem Gebaren verteilt wurden, gewann eine umfassende Geltung, galten doch in der Rechtsanschauung der Zeit die Fronen und Dienste als die Zeichen der sündigen, erst durch den Aufruhr der letzten Jahre wieder sichtbar erhärteten Schuld der Pflichtigen und Niederen, von der aus der gemeine Mann hart gehalten werden müsse. Melanchthon hatte bei einem Gutachten über die 12 Artikel der Bauern geschrieben: ‚Es wäre vonnöten, daß ein solch wild, ungezogen Volk, als Teutsche sind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat' ".[38]

Von ganz besonderer Bedeutung scheint mir die neue, bzw. zuvor vielfach „vergessene" Verteilung der Erbsünde. Hatten früher alle Menschen gleichen Anteil an ihr, so wird sie jetzt faktisch allein den Bauern zuteil. Auch wird man Martini zustimmen, wenn er eine Hauptrolle bei dieser Umverteilung der protestantischen Kirche zuschreibt.

Jedoch darf man nicht übersehen, daß in diesem Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Krieg auch noch andere Stimmen, ein Nachhall aus der Vergangenheit, sich vernehmen lassen. Martini schildert:

„Für die ‚Siben Bücher Von dem Feldbau', die Melchior Sebisch, ein Straßburger Arzt, 1579 ‚seines hohen nutzes halben, gemeynem Vatterland zu lieb' nach einem französischen Werk von Charles Estienne übersetzt erscheinen ließ, dichtete Fischart eine Bearbeitung der Horazischen Epode ‚Beatus ille' als ‚Fürtreffliches artliches Lob, deß Landlustes, Mayersmut und lustigen Feldbaumans leben'.*** Durchaus selbständig gegenüber dem Vorbild und es auf heimische elsässische Verhältnisse übertragend, feiert er hier das Landleben als den idealen Stand menschlicher Glückseligkeit, der nützlich, erfreuend und gesund dem Menschen Ruhe, Frieden und Sorglosigkeit sichert, während in den Berufen der Stadt, vor allem der Kaufmannschaft, nur Streit, Habsucht, Willkür, Abhängigkeit herrschen. Die Gegensätze werden satirisch übertrieben, um grell zu wirken, die Pointe herauszutreiben, doch ist offenbar, wie ernst es Fischart ist, wenn er die freie Natur besingt, das Gesunde, Kräftige und Schlichte des ländlichen Treibens und die

[38] *Fr. Martini,* Das Bauerntum im Deutschen Schrifttum von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert, Halle 1944, S. 331ff.

* *Winzer,* a. a. O., S. 12f. Vgl. auch *H. Holstein,* Die Reformation im Spiegelbild der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts, Halle 1886, S. 71f.

** Vgl. *V. Schumanns* Nachtbüchlein, hrsg. J. Bolte, Bibl. d. Lit. Ver. 197, Tübingen 1899, S. 403ff.

*** Abgedr. bei *K. Goedeke,* Deutsche Dichter d. 16. Jahrhunderts, Leipzig 1880, Bd. 15, S. 251ff.

sittliche Festigkeit des bäuerlichen Menschen – ‚schlecht, gerecht, aufrecht, einfaltig' ist sein Charakter (vgl. 69). Hier allein kommt der Mensch zur Anschauung Gottes in der Schönheit der für ihn wachsenden, sorgenden Natur. So wendet sich das Gedicht am Schlusse zu Gott: ‚Segne den schönen feldbaustand, welcher wird der unschuldigst gnant, das sie in nicht schinden schenden und dein segen durch geiz abwenden! ... Solch feldlust gonnt gott den frommen' (v. 289 ff.). Von diesem Gedicht führt der Weg unmittelbar zur schäferlichen Idylle und dem beliebten arkadischen Bauernlob des 17. Jahrhunderts.

Mit ihm stimmt auch Frischlins Rede, die ein Jahr zuvor gehalten wurde, überein – ein Zeichen des gleichen bildungshaften Ausgangspunktes. Nur daß Frischlins Sätze mit einer starken Leidenschaftlichkeit und aggressiven Stoßkraft gefüllt sind, nicht nur ein Lob, sondern eine soziale Wandlung erstreben. Wohl geht es um alte Gedanken; um so entscheidender aber ist, wie sie gewirkt haben. ...

Im goldenen Zeitalter des Paradieses, so heißt es in der Rede, wurde der Ackerbau als die höchste, die Natur beherrschende und zähmende Kunst eingesetzt; als erste Kulturtätigkeit wurde er der Lebensgrund aller Guten und Gerechten. Erst von den Bösen und Sündern wurden die Städte und kriegerischen Burgen gegründet. Deshalb sind die Bauern den Städtern sittlich weit überlegen – ‚justiores et sanctiores sunt agricolai civibus' (S. 319). Von Weisen und Königen wurde der Ackerbau gepflegt, sie selbst führten den Pflug. Ursprünglicher und edler ist er als alle Gewerbe. Heftig klagt Frischlin die ‚opinio vulgi' an, die in törichtem Unverständnis, sich an der heiligen Ordnung versündigend, den Bauern verachtet. Denn seine Arbeit ist nicht knechtisch, sondern leiht die höchste innere und äußere Freiheit, nach der sich die Höflinge und Städter vergeblich sehnen. Hoch preist er diese bäuerliche Mühsal gerade wegen ihrer Armut und Härte, denn sie ist ein göttliches Gebot und ein Zeichen des Fleißes, der Einsicht und der Erfahrung. Alle Tugenden scheinen aus den Städten und Burgen zu den Bauern geflohen zu sein, zu ihrer Unschuld und gesunden, harten Lebenszucht. Deshalb gebührt ihnen alle Achtung, Ehre, ein eingehendes Studium. Frischlin verrät nicht nur die genaue Kenntnis des ländlichen Lebens, sondern vertieft sich in Fragen der Viehzucht, Feldbestellung, fordert sogar eine Ackerbauschule. Vor allem aber geht es ihm um die innere Wertung des bäuerlichen Menschen. Gerade weil er sittlich so hoch über allen steht, trifft ihn ihr Haß und ihre Verachtung."[39]

Doch so gern wir diesen Stimmen zuhören, müssen wir uns klar darüber sein, daß sie einer immer kleiner werdenden Opposition angehören und nicht mehr das „Bauernbild" dieser Zeit unter den Herrschenden bestimmen, auch nicht mehr in der Bürokratie oder in den Kreisen der Unterdrückten in den großen Städten. Man galt eben als Oppositioneller in der Gesellschaft, wenn man den Bauernstand lobte – selbst wenn man dabei nicht für eine Besserung seiner ökonomischen Position eintrat.

Und die Wendung, die der Bauernkrieg gebracht hatte, vollendete der Dreißigjährige Krieg. Die gesellschaftliche Lage des Bauern am Ende des Dreißigjährigen Krieges kennzeichnet Balcke so: „Dreißig Jahre lang war der Bauer geknechtet und geschunden worden, kein Wunder, daß er schließlich alle Menschenwürde verlor und demüthig, kriechend, mißtrauisch und heimtückisch geworden war, kein Wunder auch, daß auf den so verkommenen Bauernstand, Adel, Geistlichkeit und Beamte mehr als je mit Verachtung herabsahen. Aber auch die höhere Bildung dieser Kreise war in Verfall gerathen,

[39] Ebendort, S. 368f.

kleinlich sah es in Wissenschaft, Kunst und Literatur aus und der frische, lebendige Hauch, welcher auf den alten Universitäten geherrscht hatte, war zu einer steifen Pedanterie verknöchert."[40]

Möge der Bauer vor 1525, vor dem Bauernkrieg noch so unterdrückt gewesen sein, vielfach auch beschimpft worden sein – als grob und flegelhaft, brutal und ohne Sitten[41] –, sein Lob an sich wurde doch niemals als gesellschaftliche Opposition gewertet, sein Tadel wurde nicht religiös begründet, und vor allem, er war immer von der herrschenden Klasse gefürchtet, zumal er sich im 15. Jahrhundert manche Freiheit erobert hatte, die er dann nach 1525 doppelt verlor.

Seit dem Dreißigjährigen Krieg aber wurden die Bauern als Klasse von den Herren nicht mehr gefürchtet. „Geschichtslos" jedoch wurde der Bauer deswegen, wie Lahnstein meint, nicht. Die Geschichte ist ein ewiger Klassenkampf – mag er auch noch so klein sein und wie im Bewußtseinsschlaf geführt werden, auf den kleinsten und kleinlichsten ökonomischen Vorteil bedacht.

Natürlich hat der Bauer nicht „mitgetan in dem großen Gesellschaftsspiel". Das hat er aber auch in den vorangehenden Jahrhunderten nur selten getan, nur an den Festtagen seiner Geschichte. Allein die Arbeiterklasse ist fähig, „in dem großen Gesellschaftsspiel" mitzutun, lange bevor sie an der Macht ist.

Und wo nach Lahnstein die Bauern „eine Rolle" spielten – in Westfalen, Holstein usw. –, da waren es nicht so sehr die Bauern, sondern die reichen Bauern, die in so manchem den Städtern oder Adligen näherstanden als den armen Bauern.

Wenn Lahnstein aber einen Abfall von „einfältigen und biederen Sitten" feststellt, dann hat ihr hartes Leben, hat die harte Willkür der Unterdrückung ebenso wie der stete Kampf um die ihnen verbliebenen Rechte den Bauern niemals die Pflege „einfältiger und biederer Sitten" erlaubt. Lahnstein, der in seinem Buch von dem robusten Barock handelt, sollte nicht in rührselige Romantik verfallen, wenn er vom Bauernleben im 16. Jahrhundert und zuvor spricht.

Recht aber hat er, von der „Verrohung und Verwilderung" der Sitten durch den Dreißigjährigen Krieg zu sprechen – nur traf diese alle Klassen, alle Schichten der Bevölkerung, vom Fürsten bis zum Schultheißen, vom städtischen Handwerker bis zum Bauern.

Abschließend können wir über die Lage der Bauern, die mit ihren Familien die wohl große Masse der Werktätigen im 16. und 17. Jahrhundert stellen, sagen:

1. Sie ist außerordentlich differenziert. Wenn wir von den Bauern als Werktätigen in dieser Zeit sprechen, sollten wir endlich die Großbauern ausschließen; unter ihnen befanden sich nicht wenige, die in der Hauptsache beaufsichtigten, statt mit der Hand zu arbeiten, sie waren reich und standen bisweilen den ärmeren Adligen – im Gegensatz zum 14. Jahrhundert! – bereits in mancher Beziehung gesellschaftlich nahe oder wurden bisweilen von den ärmeren Adligen mit größter gesellschaftlicher Verachtung als Konkurrenten angesehen.

Die große Masse der Bauern war arm, litt jedoch wohl nach dem Bauernkrieg nicht größere wirtschaftliche Not (bis 1618) als zuvor. Vielleicht besserte sich sogar gelegentlich ihre Lage, da die Preissteigerungen für landwirtschaftliche Produkte ihnen, soweit

[40] *Th. Balcke,* Bilder aus der Geschichte der deutschen Landwirthschaft, II. Teil, Berlin und Leipzig 1876, S. 81.

[41] Vgl. dazu auch *Fr. v. Bezold,* Aus Mittelalter und Renaissance, München und Berlin 1918, S. 49ff.

sie Geldrenten zu zahlen hatten, manche Vorteile brachten, und, wie wir noch sehen werden, die städtischen Produkte des Handwerks im allgemeinen wohl weniger im Preise heraufgingen.

Hundertfach recht hat darum Jacobeit, wenn er schreibt: „Es ist also nicht möglich, undifferenziert von *dem* Bauern schlechthin oder von *der* Bauernschaft zu sprechen. Die Bauernschaft besteht aus sozial abgestuften Schichten, deren Kultur und Lebensweise gleichermaßen differenziert zu betrachten ist. – In diesem Zusammenhang gesehen, ist es auch nicht mehr vertretbar, von der, wie in der deutschen Ethnographie vielfach noch üblich, ‚Volkskultur' zu sprechen, die meist mit ‚bäuerlicher Kultur' gleichgesetzt wird und deren gegenständliche Objektivationen unsere Museen füllen. Was dort in der Mehrzahl der Fälle realiter an sog. Volkskultur oder bäuerlicher Kultur gezeigt wird, sind die meist nach ästhetischen Gesichtspunkten von den Sammlern des 19. und 20. Jahrhunderts ausgewählten Gegenstände der Kultur der kapitalistischen (? – J. K.) Großbauern, ohne daß man darüber reflektiert hätte, unter welchen sozialökonomischen Bedingungen diese Kulturäußerungen zustande kamen, von wem sie geschaffen wurden, wie sie sich von denen der Kleinbauern oder des Landproletariats unterschieden usw. Es ist also ein historisch oft unreales, ja falsches Bild, das uns gerade in den ethnographischen Museen von den ländlichen Verhältnissen vorgeführt wird, und hier gilt es, neue Akzente zu setzen."[42]

2. Die Vorstellungen eines seit Jahrhunderten seßhaften Bauernstandes sind falsch. Da bis 1618 die städtischen Handwerke zwar schon begonnen hatten, zu verknöchern, aber noch keineswegs allgemein gesperrt waren gegenüber vom Lande einwandernden Bauern und da die Wechselfälle des Lebens wie Zerstörungen durch räuberisch-kriegerische Überfälle und durch Brände, wie Familientode und persönliche Eigenschaften Eigentumsverluste der verschiedensten Art so wie Schulden brachten, die die Aufgabe des Bauernhofes erzwangen, gab es eine beachtliche Mobilität unter den Bauern – wenn auch der Zug in die Stadt in unserer hier betrachteten Zeit nicht überschätzt werden darf.

3. Das einzige Gebiet, auf dem sich die Lage der Bauern wohl allgemein und eindeutig verschlechterte, war die gesellschaftliche Position und speziell die politisch-rechtliche Situation – eine ganz selbstverständlich erscheinende Folge des verlorenen Bauernkrieges.

Nur eine gewisse spezifische Besserung ist wohl zu erwähnen: Der Niedergang des Ritterstandes brachte eine Verminderung der Zahl der lokalen Kriege, während die natürlich nicht wenigen territorialen Kriege wohl nicht entsprechend zunahmen, wenn auch die territorialen Kriege selbstverständlich einen größeren Umfang als die lokalen Ritterkriege hatten.

Fast bedeutungslos erscheinen neben der Landwirtschaft und den Bauern die Stadtwirtschaft und die Werktätigen dort. Und doch ist in der Stadt die Zukunft, der Kapitalismus beheimatet ... wenn auch in Deutschland noch in weiter Ferne.

Merkwürdig die Städte, wie sie Gustav Freytag beschreibt:

„In den ansehnlichen Städten waren die Häuser der innern Stadt um das Jahr 1618 in großer Mehrzahl aus Stein, bis drei und mehr Stock hoch, mit Ziegeln gedeckt. Die

[42] *W. Jacobeit*, Zur Einordnung „volkskultureller" Phänomene in das System der Gesellschaftswissenschaften, in: „Letopis", Reihe C, Nr. 20, 1977, S. 5f.

Räume des Hauses werden oft als sauber, zierlich und ansehnlich gerühmt, die Wände häufig mit gewirkten und gestickten Teppichen, sogar von Sammet, und mit schönem kostbaren Täfelwerk, auch anderem Zierat geschmückt, nicht nur in den alten großen Handelsstädten, auch in solchen, die in jüngerer Kraft aufblühten. Zierlich und sorgfältig gesammelt war auch der Hausrath. ... Dagegen war Kleidung und Schmuck auch der Männer weit bunter und kostbarer als jetzt. Noch war darin der Sinn des Mittelalters lebendig, eine Richtung des Gemüths, der unsern gerade entgegengesetzt, auf das Aeußere, das Auge Fesselnde, auf stattliches Erscheinen vor Andern. Und diese Neigung wurde durch nichts so sehr erhalten als durch die entsprechenden Bemühungen der Obrigkeit, auch das äußere Aussehen des Einzelnen zu regeln und jeder Bürgerclasse ihr eigenes Recht zu geben gegen Vornehme und Geringere. Die endlosen Kleiderordnungen gaben der Kleidung eine unverhältnismäßige Wichtigkeit, sie nährten mehr als etwas Anderes die Eitelkeit und die Sucht, sich über seinen Stand herauszuheben. Es ist für uns ein komischer Kampf, den durch vier Jahrhunderte bis zur französischen Revolution die würdigsten Behörden gegen alle Launen und Ausschreitungen der Mode führen, stets erfolglos.

In solcher Ordnung tummelte sich ein kräftiges, arbeitsames, wohlhabendes Volk mit Selbstgefühl, eifersüchtig hielt der Bürger auf die verbrieften Rechte und auf das Ansehen seiner Stadt, gern bewies er sich unter seinen Mitbürgern reich, tüchtig und unternehmend. Noch war Handwerk und Handel in starkem Gedeihen. Zwar im Großverkehr mit dem Ausland hatte Deutschland bereits viel verloren, der Glanz der Hansa war längst verblichen, auch die großen Handelshäuser Augsburgs und Nürnbergs lebten bereits wie Erben von dem Reichthum ihrer Väter. Italiener, Franzosen, vor allem Niederländer und Engländer waren gefährliche Mitbewerber geworden, auf der Ostsee flatterten schwedische, dänische, holländische Flaggen schon fröhlicher als die von Lübeck und den Osthäfen, der Verkehr mit den beiden Indien lief in neuen Straßen und fremden Stapelplätzen. Aber noch hatte der deutsche Heringsfang große Bedeutung, noch waren die ungeheuren Slavenländer des Ostens auch dem Landverkehr ein offener Markt. Und in dem weiten Reiche selbst blühte der Gewerbfleiß, und eine weniger gewinnreiche, aber gesündere Ausfuhr der Landeserzeugnisse hatte einen mäßigen Wohlstand allgemeiner gemacht. Die Woll= und Lederarbeiten, Leinwand, Harnische und Waffen, die zierliche Industrie Nürnbergs wurden vom Ausland eifrig begehrt. Fast jede Stadt erfreute sich damals einer besondern Güte bestimmter Handwerkswaaren, welche unter Zucht und Aufsicht der Innungen verfertigt wurden. Töpfe, Tuche, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeit gaben den einzelnen Orten einen eigenartigen Anstrich, auch kleineren einen Ruf, der weit durch das Land reichte und den Bürgern zu wohlberechtigtem Stolze half. Was am meisten störte, waren die unsicheren Verhältnisse der Geldwährung. In allen Städten aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorstädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der inneren Stadt lebten viele Bürger von Ackernahrung. In kleineren Städten hatten die meisten Eigenthum in der Stadtflur, die reicheren wol auch außerhalb. Deshalb waren in den Städten viel mehr Nutz= und Spannthiere als jetzt, und die Hausfrau erfreute sich eines eigenen Kornbodens, von dem sie selbst das Korn buk und, wenn sie geschickt war, landesübliches feines Backwerk verfertigte. Auch an dem Weinbau, der im Norden bis an das Land der Niedersachsen reichte, hatten die Städter großen Antheil; die Braugerechtigkeit galt für einen werthvollen Vorzug einzelner Häuser, fast jede Gemeinde braute das Bier auf eigene Art, unzählig

sind die örtlichen Namen des uralten Getränkes, auf Kraft, süßen Weingeschmack und öligen Fluß ward viel gehalten, geschätzte Biere wurden weit versendet. ...

Was aber um 1618 dem Bürger das größte Selbstgefühl gab, war seine Wehrhaftigkeit. Wol jeder hatte einige Uebung im Gebrauch der Waffen. Jede größere Stadt besaß ein Zeughaus; auch die schweren Geschütze der Wälle wurden von Bürgern bedient, und eine Bürgerschaft, welche ihre Stadt vertheidigte, war unter gewöhnlichen Verhältnissen den jungen Compagnien der belagernden Soldaten fast vorzuziehen. ...

Außer den Stadtbürgern gab es aber in den meisten Kreisen des Reiches eine Landmiliz, das Defensionswerk. Etwa den zehnten Mann in Stadt und Land hatte man ausgehoben, regelmäßig bewaffnet, während des Dienstes besoldet und zur Vertheidigung innerhalb der Landesgrenzen bestimmt. Die Anfänge solcher Landwehr stammten aus dem 16. Jahrhundert. Von militärischen Theoretikern war die Einrichtung als vortrefflich empfohlen, von Zeit zu Zeit war sie erneuert worden."[43]

„Merkwürdig die Städte, wie sie Gustav Freytag beschreibt", bemerkte ich einleitend zu diesem Zitat. Warum? Wenn man in unsere Museen geht oder sich die alten Bauten aus jener Zeit betrachtet, findet man das doch alles bestätigt! Ja, so ist es. Unsere Museen zeigen die Kultur jener Zeit, und die Kultur war natürlich, wie es auch Marx und Engels gesagt haben, eine Sache der herrschenden Klasse. Nichts wäre falscher, als etwa Lenins Äußerung von den „zwei Kulturen" auf Zeiten anzuwenden, in denen es noch keine industrielle Arbeiterklasse gab.

Aber wir wollen hier ja keine „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" schreiben, sondern eine Geschichte des Alltags der Werktätigen.

Und von den Werktätigen in der Stadt hat Freytag kaum etwas berichtet.

Wohlleben und Kultur der Herrschenden erreichten in den deutschen Städten im 16. Jahrhundert einen Höhepunkt. Mit Recht schreibt Abel: „Um die profitträchtigen Gewerbe auszusondern, darf der Blick nicht bei den Masseneinkommen haften bleiben. Größere Chancen boten die Spitzen der Einkommenspyramiden, die sich im 16. Jahrhundert ungemein nach oben streckten und auf einer oberen Stufe verbreiterten. ‚Die Reichen wurden reicher, die Armen ärmer', so kennzeichnete in lapidarer Kürze Braudel einen Grundzug des Jahrhunderts. In einer Zeit, in der die Freude am Konsum durch die Neigung zum Sparen und Investieren noch nicht sonderlich begrenzt war, bedeutete die Vermehrung der ‚Reichen' eine nicht geringe Chance für die Gewerbe des gehobenen Bedarfes: der Goldschmiede und Diamantenschleifer, der Schnitzer, Steinhauer, Maler und anderen Handwerker-Künstler, der Hersteller der feinen Web- und Wirkwaren und nicht zuletzt – falls man auch sie in diese Gruppe einzureihen geneigt ist – der Lieferanten von Gegenständen des militärischen Bedarfes, von den spießenden, stechenden, schneidenden Instrumenten angefangen bis hin zur Muskete und Kanone."

Aber diesem Abschnitt seines Buches folgt ein anderer, den er „Die Anfänge des Pauperismus" überschreibt. Dort schreibt er, die Forschungen vor allem seines Schülers Saalfeld[44] benutzend, über die Löhne der Handwerkergesellen, die nicht in Logis mit Kost lebten:

„Die lange Linie der Reallöhne wies abwärts. In den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts konnte ein Augsburger Maurergeselle noch den 1,4–1,5fachen Mindestbedarf seiner Familie durch seinen Geldlohn abdecken. Im dritten Jahrzehnt begann

[43] *G. Freytag*, a. a. O., Bd. 20, S. 190–196.

[44] *D. Saalfeld*, Die Wandlungen der Preis- und Lohnstruktur während des 16. Jahrhunderts in Deutschland, in: Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 63, 1971, S. 9ff.

der Abfall, und um das Jahr 1540 wurde der Mindestbedarf erreicht. Seitdem pendelten die Indizes um einen Wert von etwa 0,85 v. H. des Mindestbedarfes. Um die Jahrhundertwende und danach konnte nach dieser Rechnung der Mann von seinem Lohn die Kosten der Lebenshaltung seiner Familie nur zu etwa 75 v. H. decken.* ...

Da die Preise im 16. Jahrhundert in sehr verschiedenem Ausmaß stiegen, wandelte sich auch die wertmäßige Zusammensetzung des Familienbedarfes. Es ergab sich eine Verschiebung der Ausgaben zu den Nahrungsgütern, insbesondere zu dem einkommensunelastisch nachgefragten Brotgetreide. Während die Lebensmittel im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts insgesamt 78 v. H. des Haushaltsbudgets beanspruchten, nahmen sie im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts 86 v. H. ein. Dagegen ging der Wertanteil der in konstanten Mengen angesetzten Gewerbeerzeugnisse zurück, und zwar von 19 v. H. im Jahrzehnt 1501/1510 auf 11 v. H. im Jahrzehnt 1591/1600. ...

Zu den Begleiterscheinungen des Reallohnfalles im 16. Jahrhundert sei nur kurz ... dies noch gesagt: Die Zahl der Bettler nahm zu. In einer Verordnung der reichen Hafenstadt Hamburg über die Errichtung eines Waisenhauses vom 27. 9. 1604 heißt es, daß ‚Bürger und Einwohner nicht allein am Morgen während ihrer Ruhe, vor den Häusern, bis zum Abend, wenn sie schlafen gehen, dermaßen ungescheut überlaufen werden, daß sie dadurch in ihrem Schlafe gestört werden, sondern auch kein ehrlicher Mann, der etwas im Hause sowie auf der Straße mit anderen zu reden habe, vor den Bettlern seine Rede ohne Verhinderung zu enden gesichert sei'.** ...

Verläßliche Zeugnisse über die Zunahme des Bettlerunwesens vermitteln die vielen Edikte der Landesherren und Städte, die sich gegen die Bettler und andere Personen, die man ihnen gleichsetzte, richteten. Als Beispiel seien aus der Sammlung märkischer Verordnungen notiert: Edikt wider die fremden Bettler und Landstreicher (1565), ... wider die Landbeschädiger, Räuber und unbekannte verdächtige Personen (1567), ... wider die Straßenräuber, Mordbrenner, verdächtige Müßiggänger und herrenlose Knechte (1572), ... wider die Landstreicher und Bettler (1573), renoviertes Mandat wider das Garden und Betteln der Landsknechte, Pracher, Bettler und loser Buben (1574), Edikt wider die Landsknechte, Teichgräber, in Backöfen sich aufhaltende Bettler und Müßiggänger (1584)."[45]

Wie anders sieht plötzlich das Leben von Werktätigen in der Stadt aus. Kultur? Behaglichkeit? zierlicher Hausrath? reiche Kleidung? in Familien, die noch nicht einmal genug zum Leben haben, die fast ihr ganzes Einkommen für Nahrungsmittel ausgeben müssen, um irgendwie arbeitsfähig zu bleiben!

Natürlich hören wir bei Führungen durch unsere Museen von marxistisch gebildeten Begleitern etwas von der Unterdrückung der Massen. Aber das sind zumeist leere Phrasen in Räumen, die die große und schöne Kultur der Unterdrücker beherbergen und uns nichts von der schmutzigen Armut, der elenden Lebensweise, den kulturlosen Arbeitsanstrengungen der großen Masse der Werktätigen erzählen.

Nicht zum mindesten wuchs ihre Armut, weil der Austausch zwischen Stadt und

[45] *W. Abel,* Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa, Hamburg und Berlin 1974, S. 22 und 26–29.

* Zu ähnlichen Ergebnissen gelangten *E. H. P. Brown* u. *S. Hopkins* für das südliche England und *F. P. Braudel* u. *F. Spooner* für Wien und Valencia (Prices in Europe from 1450 to 1750, in: The Cambridge Economic History of Europe, IV, 1967, S. 374ff.).

** *G. Schönfeldt,* Beiträge zur Geschichte des Pauperismus und der Prostitution in Hamburg, Ergänzungshefte zur Zeitschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, II, 1897, S. 8f.

Land sich zu Ungunsten der Städte entwickelte und natürlich die Handwerker und Kaufleute sich auf Kosten der Lehrlinge, Gesellen und Angestellten entschädigen wollten.

Wenn wir die Preisbewegungen von 1500 bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts, unmittelbar vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges verfolgen, dann können wir sagen:

Am stärksten stiegen die Getreidepreise, gefolgt von den Preisen animalischer Produkte – Landwirtschaft;

die Lebensmittelpreise stiegen stärker als die Preise gewerblicher Produkte – als die Preise von Eisen und Eisenwaren, Textilien aller Art, Papier, Holz, Kalk, Ziegelsteinen, Teer, Kerzen usw.;

die Preise, gewogen nach dem Haushaltsbedarf mittlerer und unterer Einkommen, stiegen insgesamt mehr als die Löhne.

Lütge hat ein Argument gegen die Berechnungen von Abel und anderen. Er schreibt: „Nach unserem heutigen Wissen ergibt sich für die Lohnarbeiterschaft eine Verschlechterung im 16. Jh., die allerdings nicht so kraß ist, wie sie zunächst erscheint, da Abel die Nominalhöhe über die Roggenpreise in Reallöhne umrechnet, denn die Roggenpreise stiegen eben ganz überproportional hoch an. Schon wenn man die überall stark steigenden Nominallöhne gleichfalls in Silberwerte umrechnet, wuchsen in dieser Zeit auch die Reallöhne!“[46]

Natürlich hätte Lütge recht, wenn nur nicht die Werktätigen so blöde gewesen wären, falls sie mal hungrig waren, Getreideprodukte, die in der Tat besonders stark im Preis gestiegen waren, statt Silber, dessen Preis doch so viel weniger stark heraufgegangen war, zu fressen. Unerträglich und unerklärlich diese perversen Gelüste der Werktätigen! Man vergleiche doch die Haushalte der Armen und der Reichen – wieviel mehr gaben die letzteren doch vernünftiger Weise für das im Preis nicht so stark gestiegene Silber (in Form etwa von Tafelgeschirr und Schmuck) aus!

Und was die Handwerksmeister betrifft, so muß man sagen, daß sie in stetem Kampf mit den Kaufleuten um die Herrschaft der Stadt lagen. Seit dem 15. Jahrhundert sah es so aus, als ob sie den seit dem 12. Jahrhundert stärkeren Kaufleuten gegenüber an Macht gewinnen würden. Bauernkrieg und Reformation halfen ihnen weiter, ja führten nicht selten zu einer stärkeren Demokratisierung des Stadtregimes. Doch dann – Wissell schreibt ganz richtig:

„Wenn sich die Reformation durchsetzte, brachte sie fast ausnahmslos ein volkstümliches Stadtregiment; wenn sie unterlag, blieb es bei der alten Stadtverfassung. Doch auch dort, wo ein neues Regiment begann, erlag es schon nach kurzer Zeit der politischen Reaktion, die wohl die kirchlichen Ergebnisse der neuen Bewegung anerkannte, zumal jene, die zum Teil erheblichen, bisher steuerfreien Besitzungen der Kirche in die Hand der Städte gebracht hatte, jedoch die alte, durchweg obrigkeitliche Verfassung wiederherstellte.

‚Die Niederlagen der unter neu errichteten Volksregierungen zuerst einen gewaltigen Aufschwung nehmenden Hansestädte in ihren nordischen Unternehmungen, die Hinrichtung Wullenwebers in Lübeck* und die damit verbundene Reaktion in den übrigen

[46] *Fr. Lütge*, a. a. O., S. 392.

* Wullenweber ist nicht in Lübeck, sondern am Tollenstein in der Nähe von Wolfenbüttel enthauptet worden.

Seestädten, die Wiederherstellung der vorübergehend erschütterten Rathsaristokratie in den preußischen, rheinischen, süddeutschen Städten; die vom Kaiser bei Einführung des Interims gewaltsam erzwungene Abschaffung der Zunftregierungen in Augsburg (1548), Ulm und sonst in Schwaben; die endliche Verdrängung der Volksherrschaften durch Oligarchien selbst in den größeren und kleineren Städten der Schweiz, in Zürich, Basel, Bern; die Unterdrückung und der Charakter der politisch-religiösen Schwärmersekten der Wiedertäufer in Thüringen und Münster: dies Alles stellte es außer Zweifel, daß die Reformation mit der religiösen Selbstbestimmung die bürgerliche Selbstverwaltung nicht zurückführen, sondern vielmehr selbst das obrigkeitliche Prinzip in außerordentlichem Grade verstärken sollte.'*"[47]

Neben der Landwirtschaft und der Stadtwirtschaft entsteht eine „Industrie", eine Art Massenproduktion von Textilien, oft mit Kaufleute-Verlegern als leitenden Organen, die sowohl die entsprechenden Handwerke in der Stadt sich unterordneten, indem sie ihnen zunächst den Absatz vertraglich sicherten, in späterer Zeit auch Rohstoffe zuführten usw., als auch auf dem Dorfe große „Produktionsstätten" durch organisierte Zusammenfassung von vielen Einzelarbeitern schufen, so daß aus Bauerndörfern etwa Weberdörfer wurden. Während aber die Werktätigen solcher „Industrien" sich sowohl in der Stadt wie auf dem Lande befanden, flossen die Profite aus dem Geschäft fast ausschließlich in die Städte, wo die Kaufleute-Verleger wohnten.

Wie verschiedenartig dieses System wirken kann, deutet Lütge so an:

„Der Höhepunkt dieses ganzen Systems lag in den beiden Jahrzehnten vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, wobei Hamburg als Hafenstadt immer mehr in den Vordergrund rückte. Dieses ganze System war offensichtlich leistungsfähig und zugleich anpassungsfähig und führte zu einer bemerkenswerten Einschaltung Deutschlands in die Weltwirtschaft der damaligen Zeit, ohne daß Deutschland an der Kolonialherrschaft teil hatte. Es gibt keinen erkennbaren Grund, der zu der Annahme zwänge, daß die wirtschaftlichen Möglichkeiten dieses Systems ausgeschöpft waren, als der Krieg ausbrach.

Daß diese Produktion (im Osten Deutschlands – J. K.) überwiegend, ja fast ausschließlich, in den Städten erfolgte, sei noch einmal ausdrücklich unterstrichen. Die ländlichen Grundherren versuchten vergeblich, durch Förderung der Leinen-Produktion in ihrem Bereiche Anschluß an diese Entwicklung zu gewinnen. Die ländlichen Produktionsbedingungen waren denen der Stadt nicht gewachsen. So blieben die Verhältnisse auf dem Lande fast unbeeinflußt von dieser Entwicklung, vielmehr verschob sich das Kräfteverhältnis eindeutig zugunsten der Städte. ...

Und nun ergibt sich ein sehr wesentlicher Unterschied gegenüber dem östlichen Mitteldeutschland. Dort sind es überwiegend die städtischen zünftlerischen Handwerker gewesen, die in die Verlagsbeziehungen eintraten. In Westfalen dagegen verkümmern die städtischen Handwerke, gerade auch im 16. Jh., und es kommt zu Beschränkungen in der Größe der Betriebe. ... Demgegenüber sind es das ländliche Handwerk, die ‚Industriebauern' sowie die klein- und unterbäuerliche Bevölkerung (wie die Heuerlinge und die Kötter), die in Verlagsbeziehungen zu den Kaufleuten treten, sich anlernen lassen, Anregungen und Weisungen entgegennehmen. Der ländliche Nachwuchs, der

[47] *R. Wissell,* Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, 2. Aufl., Berlin 1971, S. 88.

* *O. Gierke,* Das deutsche Genossenschaftsrecht, Bd. 1, Berlin 1868, S. 102.

angesichts der Bevölkerungsdichte immer größer wird und dem die Abwanderung nach dem Osten ja nur noch in engen Grenzen offensteht, findet in solcher gewerblichen Tätigkeit Brot und Nahrung, so daß die Landwirtschaft für ihn weitgehend zur Nebenberufstätigkeit wird. Während in Schlesien die städtische Zunft Mit-Träger dieses ganzen neuen Systems wird, steht in Westfalen das Zunftwesen diesen neuen Aufgaben und Formen weitgehend verständnislos, ja ablehnend gegenüber, so daß das Neue zu einem wesentlichen Teil im Gegensatz zur Zunft durchgesetzt werden muß. Hören wir doch davon, daß städtische Handwerker auf das Land gehen und sich dort ansiedeln, um auf diese Weise frei von den Zunftbindungen arbeiten zu können. Dies trifft etwa auch gerade für Köln, das wichtigste gewerbliche Zentrum des Westens, zu, ebenso für Aachen. In den südlichen Gegenden war es namentlich das Metallgewerbe, in den nördlichen Teilen namentlich das Textilgewerbe, das Holzgewerbe und Steine und Erden, die sich auf solche Weise entfalteten."[48]

Vergleichen wir abschließend den Austausch zwischen Stadt und Land, so können wir feststellen, daß, nachdem er sich im 15. Jahrhundert zugunsten der Stadt ausgewirkt hatte, die Stadtwirtschaft mehr im Austausch von der Landwirtschaft profitierte als umgekehrt, sich die Situation im 16. Jahrhundert wandelte und die Landwirtschaft wohl mehr von ihrem Verkauf in die Stadt gewann als umgekehrt.

Darum können wir vielleicht auch sagen, daß die wirtschaftliche Situation für die Bauern, für die Werktätigen auf dem Lande sich im 16. Jahrhundert lange Zeit hindurch, im großen und ganzen, im Durchschnitt nicht verschlechtert hatte, während das Leben der Werktätigen in der Stadt sich wohl ungünstiger gestaltete. Jedoch brachte die Jahrhundertwende mit der starken Verbilligung der landwirtschaftlichen Produkte hier eine Wende. Aber wir wissen, daß, allein schon wegen des Dreißigjährigen Krieges, die Stadt daraus keinen länger dauernden Nutzen ziehen konnte.

[48] *Fr. Lütge,* a. a. O., S. 378–381.

Kapitel 2

Der Dreißigjährige Krieg

„Anno 1597 bin ich, Hanns Heberle, in diese betruebte und arbeitsselige welt geborgen."

(Hans Heberles „Zeytregister" 1618–1672)

Wie schön und klug führt Peter Lahnstein in seinem Buch über „Das Leben im Barock" das Kapitel über den Dreißigjährigen Krieg nicht mit eigenen Worten, sondern mit denen zweier Zeitgenossen ein, und wir wollen ihm Wort für Wort folgen:

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret.
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwert, die donnernde Kartaun
Hat allen Schweiß und Fleiß und Vorrat aufgezehret.

Die Türme stehn in Glut, die Kirch ist umgekehret.
Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfern sind geschändt, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.

Hier durch die Schanz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut.
Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen.

Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot:
Daß auch der Seelenschatz so vielen abgezwungen.

Andreas Gryphius hat diese Verse „Tränen des Vaterlandes" anno 1636 geschrieben, mit dem „Vaterland" wohl einen schlesischen Landstrich gemeint, unbewußt, halbbewußt aber für ganz Deutschland sein Klagelied gesungen; und noch sollten zwölf Kriegsjahre ins Land gehen. Trotzdem gibt es keinen Text, der bündiger sagt, was sich als Summa aus hundert Chroniken und alten Statistiken zusammenziehen läßt.

So liest man in der Schrift „Excidium Germaniae" eines gewissen Batkin: „Wie jämmerlich stehen neue große Städte. Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken: da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Thüren oder Fenster zu sehen ist. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen: sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Cloaken, zu Pferdeställen, Marquetenderhäusern und Hurenwinkeln gemacht und auf die Altäre ihren Mist gelegt. – Ach Gott, wie jämmerlich steht's auf den Dörfern. Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller todten

Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und unter einander von der Pest und Hunger erwürgt, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil Niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. – Erinnert euch, ihr Städte, wie Viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach von eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wisset, wie die Lebendigen sich unter einander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen: daß Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre todten Eltern gegessen: daß Viele vor den Thüren nur um einen Hund und eine Katze gebettelt: daß die Armen in den Schindergruben Stücke von Aas geschnitten, die Knochen zerschlagen, und mit dem Marke das Fleisch gekochet, das ist voll Würmer gewesen."[1]

Zwei aufgeregte Zeitgenossen? der eine lyrisch überspannt, der andere ein früher Boulevard-Journalist? Nein, ganz und gar nicht!

Der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland in der Tat wirtschaftlich stärker und für länger geschädigt als die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts zusammengenommen, und das gleiche gilt für die Schäden an der Bevölkerungszahl. Es dauerte etwa 10 Jahre, bis die wirtschaftlichen Folgen des ersten Weltkrieges überwunden waren, weniger noch für die Folgen des zweiten Weltkrieges. Die wirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges waren noch 150 Jahre später spürbar. Der Prozentsatz der Toten an der Gesamtbevölkerung war im Dreißigjährigen Krieg mindestens fünfzehnmal so groß wie im zweiten Weltkrieg. Wir werden noch sehen warum – jedenfalls starben sie nur in einer Minderheit in den Schlachten des Krieges. Aber sie starben mit Hilfe des Krieges! Ein furchtbares Bild bot Deutschland damals!

Und doch findet „Klassenkampf Tradition Sozialismus" nur knapp 4 von 794 Seiten für diesen furchtbaren Krieg, das westdeutsche „Handbuch der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte" (Bd. 1, 1971) widmet ihm ebenfalls kaum Platz, ein paar Zeilen, ganz gelegentlich ein wenig mehr in den verschiedenen Kapiteln, die die Zeit von 1500 bis 1648 behandeln.

Franz Mehring aber schreibt: „Noch fehlt die historische Arbeit, die nach dem vorhandenen und kritisch gesichteten Material in allen Einzelheiten berechnet, was der Dreißigjährige Krieg dem deutschen Volke gekostet hat. Nur dies steht fest über jedem Zweifel: Nie hat ein großes Kulturvolk eine ähnliche Zerstörung zu erdulden gehabt. . . . Dementsprechend war die Vernichtung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens. Um zweihundert Jahre wurde Deutschland in seiner Entwicklung zurückgeworfen, zweihundert Jahre hat es gebraucht, um wieder auf die ökonomische Höhe zu gelangen, die es bei Beginn des Dreißigjährigen Krieges behauptete. Verstümmelt an allen Gliedern und selbst nur noch eine verwesende Leiche, lag die deutsche Monarchie da. Es war noch das wenigste, daß die Niederlande und die Schweiz aus dem letzten losen Zusammenhang mit dem Reiche gerissen wurden. Im Westen raffte Frankreich die reichsten Striche an sich, im Norden raubte Schweden die Mündungen der Oder, Elbe und Weser, beide Länder erhielten das Recht, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Die letzte Autorität von Kaiser und Reich war unwiederbringlich dahin. In dem zerrissenen Restitutionsedikt empfing das Haus Habsburg die verdiente Quittung für seine selbstmörderische Politik. Die ökonomischen Ursachen der deutschen Refor-

[1] *P. Lahnstein*, a. a. O., S. 22f.

mation wirkten fort und fort; die ‚Libertät der Stände' triumphierte auf der ganzen Linie. In der unbedingten Souveränität der Fürsten, die sich bis auf das Recht erstreckte, Bündnisse mit dem Auslande zu schließen, erhielt endlich noch das deutsche Volk ein fröhliches Unterpfand dafür, daß mit all dem unerhörten Elend, mit all der uferlosen Schande der Kelch des Elends und der Schande noch lange nicht bis auf den Grund geleert sei."[2]

Den entgegengesetzten Standpunkt nimmt natürlich ein Ideologe des deutschen Imperialismus ein, der im gleichen Jahr wie Mehring geradezu begeistert den Dreißigjährigen Krieg als eine prächtige Sache für das deutsche Volk schildert. Schmiedt polemisiert ebenso klar wie scharf gegen ihn: „Den Gipfel des Zynismus erreichte R. Hoeniger, der in seinem in den Preußischen Jahrbüchern 1908 erschienenen Aufsatz ‚Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur' gegen die ‚Legende von der kulturvernichtenden Wirkung des Dreißigjährigen Krieges' Stellung nahm und behauptete, die Plünderungen hätten zu keiner tatsächlichen Minderung des Volksvermögens geführt, sondern nur zu einer Besitzverschiebung, ‚das Gut wechselte nur den Eigentümer'. Dieser Soldschreiber der deutschen Imperialisten und Militaristen stellte wider besseres Wissen, indem er sich über die Quellen hinwegsetzte, die zynische Behauptung auf, daß der Dreißigjährige Krieg, den er ein ‚kampferfülltes Menschenalter' nennt, ‚den alten kriegerischen Geist des deutschen Volkes nach einer längeren Zeit der Erschlaffung neu belebt' hätte, daß ‚man die neue Gewöhnung an den Waffendienst als einen Gewinn verrechnen dürfe', daß dieser Krieg seinen Teil zur ‚Wahrhaftigkeit der Nation' beigetragen hätte, zur Herausbildung von ‚militärischen Tugenden', die dem deutschen Volke ‚in besonderem Maße eingeboren erscheinen'."[3]

Ihm folgt rund 60 Jahre später ein Herr S. H. Steinberg, ehemaliger deutscher Emigrant nach England und am Schluß seiner Karriere Herausgeber des angesehenen Nachschlagewerks The Statesman's Year Book. Er behandelt den Dreißigjährigen Krieg als eine internationale Erscheinung mit geringen Folgen für Deutschland. Wahrscheinlich wird er behaupten, daß die Zerstörungen, die die faschistischen Armeen in der Sowjetunion angerichtet haben, ebenfalls nicht schlimm gewesen sein könnten, da ja der Boden selbst noch erhalten geblieben. Auf der anderen Seite hat uns – und jetzt wörtlich!: „die Vernichtung von Coventry, Hamburg und Dresden die wirkliche Bedeutung des Wortes Zerstörung nahegebracht"[4], und dagegen wären die Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges nur ein Kinderspiel gewesen.

Gleich einleitend gibt er sein zusammenfassendes Urteil über die Auswirkungen des Krieges auf Deutschland so kund: „Wie in jedem derartigen Krieg hatten das offene Land und seine Bewohner am schwersten zu leiden; die meisten befestigten Städte sahen niemals einen feindlichen Soldaten in ihren Mauern. An die Stelle der Fabel von der allgemeinen Verwüstung und dem Massenelend ist daher die weniger sensationelle Erkenntnis zu setzen, daß zwischen 1600 und 1650 in Deutschland eine Umschichtung der Bevölkerungen und des Besitzes stattfand, die einigen Gegenden, Ortschaften und Personen zum Vorteil und anderen zum Schaden gereichte. Einige dieser Verände-

[2] *Fr. Mehring*, Gesammelte Schriften, Bd. 5, Berlin 1964, S. 356f.

[3] *R. F. Schmiedt*, Vorgeschichte, Verlauf und Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges, in: Lehrbuch der Deutschen Geschichte, Bd. 3, Deutschland von 1476 bis 1648 von M. Steinmetz, Berlin 1965, S. 355.

[4] *S. H. Steinberg*, Der Dreißigjährige Krieg und der Kampf um die Vorherrschaft in Europa 1600 bis 1660, Göttingen 1967 (engl. Ausgabe 1966), S. 111.

rungen lassen sich auf die Auswirkungen der Kriege zurückführen, doch erfolgten andere unabhängig von jeglicher Kriegshandlung. Vor allem ist zu bedenken, daß die schwere Wirtschaftskrise, die in Deutschland den Namen Kipper- und Wipperzeit trägt, und ihre Auswirkungen sich keineswegs auf Deutschland beschränkten, sondern ein europäisches, ja weltweites Ausmaß annahmen. Im Jahre 1648 war Deutschland weder besser noch schlechter daran als im Jahre 1609: es war lediglich anders, als es ein halbes Jahrhundert zuvor gewesen war."[5]

Natürlich findet auch Steinberg in manchen Gegenden einen gewissen Bevölkerungsverlust, aber alles in dieser Welt gleicht sich aus: „Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die einleuchtendste Erklärung für die unbezweifelbare Entvölkerung bestimmter Teile Deutschlands wie auch für das gleichermaßen feststellbare Anwachsen anderer Gebiete in einer ausgedehnten Binnenwanderung und Neuverteilung der Bevölkerung zu finden ist. Ihr Resultat war am Ausgang unserer Periode eine leichte Zunahme der Bevölkerungszahl, wie sie für jede vorwiegend agrarische Gesellschaft kennzeichnend ist. Sofern man der Dehnbarkeit des Begriffs ‚Deutschland' eingedenk bleibt, kann man eine Bevölkerungszahl von ca. 15–17 Millionen im Jahre 1600 und ca. 16–18 Millionen im Jahre 1650 ansetzen."

Und wie bei der Bevölkerung, so in der Wirtschaft: es gleicht sich alles aus: „Den Verlusten, die ein Geschäftshaus, eine Stadt, ein Bezirk erlitten, standen die anderwärts erzielten Gewinne gegenüber. Alles in allem waren das Nationaleinkommen, die Produktivität und der Lebensstandard im Jahre 1650 höher als zu Anfang des Jahrhunderts. Wenn das Deutschland des Jahres 1650 gleichwohl insgesamt einen weniger wohlhabenden Anblick bietet als das Deutschland von 1550, dann ist dieser Eindruck richtig, sofern man das deutsche Wirtschaftsleben mit dem der Niederlande, Frankreichs und Englands vergleicht. Diese Länder drängten mit aller Gewalt nach vorwärts; Deutschland vermochte das Tempo, das sie vorlegten, nicht einzuhalten und scheint daher zu stagnieren, wiewohl es von einem wirklichen Niedergang weit entfernt war."[6]

An all dem Gerede über die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges sind im Grunde die Massenmedien schuld:

„Von Journalisten erfundene Berichte über Fälle von Kannibalismus verwandelten sich leicht in unbezweifelbare Wahrheiten. Dem Theatrum Europeum zufolge waren die ‚Verhältnisse in und um Worms' so fürchterlich, daß die Einwohner gezwungen waren, Menschenfleisch zu essen; bei einem Historiker des 19. Jahrhunderts erstreckt sich diese Erzählung dann ‚zum Beispiel' auch auf ‚Sachsen, Fulda, Hessen, das Rheinland und Elsaß'. Den Preis für die kühnste Feststellung sollte man vielleicht einem anderen Beiträger zum Theatrum zuerkennen; sie zeigt, nebenbei bemerkt, daß die deutschen Journalisten so taten, als ob sie über eine weltweite ‚Auslandskorrespondenz' verfügten. Im Jahre 1639 schloß der phantasievolle Schreiberling eine Reihe unwahrscheinlicher – und völlig unerwiesener – Geschichten mit der thetorischen Frage ab: ‚Ist Deutschland Amerika geworden? Kannibalen, früher nur dem Namen nach bekannt, wandern jetzt offen an den Ufern des Rheinstroms, dem alten Sitz der Zivilisation.'

Zeigen diese Beispiele Kannibalismus als Mittel zur Befriedigung einer krankhaften Sucht nach Greuelgeschichten, so konnte man mit einem diskreten Hinweis auf derlei abscheuliche Praktiken aber auch zur Mildtätigkeit aufrufen. Ein calvinistischer Prediger

[5] Ebendort, S. 7.
[6] Ebendort, S. 132 und 143.

in der Pfalz versandte an seine Brüder im Ausland ein Rundschreiben mit der Bitte um milde Gaben für seine Gemeinde, worin er die sentimentale Redefloskel verwandte: ‚So groß ist die Lebensmittelknappheit, daß die Toten im Grabe nicht mehr sicher sind.' Dieser Aufruf hatte einen solchen Erfolg, daß hinfort kein Bettelbriefschreiber mehr einen Hinweis auf Leichenraub und Kannibalismus unterdrückte, ohne natürlich jemals Beweise beizufügen.

Kurz gesagt, der Kannibalismus ist aus unseren Geschichtsbüchern ebenso zu streichen wie die riesigen Bevölkerungsverluste, der vollständige wirtschaftliche Ruin, der kulturelle Zusammenbruch und alle die anderen Mythen vom ‚Dreißigjährigen Krieg'."[7]

Es ist nicht uninteressant, was ein echter Forscher wie Lahnstein gerade zur Frage des Kannibalismus mitzuteilen hat. Er spricht ja auch, wie wir zitiert haben, davon bzw. bringt zunächst eine Beschreibung aus dem „Excidium Germaniae", in dem vom Kannibalismus die Rede ist. Nach dem Ausschnitt aus dieser Schrift fährt Lahnstein fort:

„Zum letzten Genaueres: zwei Stücke aus den Akten des Bistums Augsburg vom Februar 1635, Bericht und Bescheid. Der Pfarrer Michael Lebhardt zu Kutzenhausen hatte das Pfarrdorf Agawang, unweit Augsburg, aufgesucht, weil er gehört hatte, daß dort etliche Menschen verhungert, aber nicht ordentlich bestattet seien. Er berichtet an seine geistliche Obrigkeit, dem Generalvikar des Bistums Augsburg Dr. Kaspar Zeiller, der sich böser Zeiten halber in Schongau aufhielt":

„Vor Weihnachten sind in einem Haus zu Agawang, Leonhard Weber auf dem Kirchberg gehörig, 4 Personen hungers gestorben, zu denen nach und nach noch andere 5 kamen. Weil ich aber erfahren hatte, daß sie noch eine so lange Zeit nicht begraben wurden, indem keiner dem andern mehr was zuliebe tut, ja sich weder etwas schaffen noch gebieten läßt, auch die christliche Liebe unter den Menschen gar erlischt, besonders wo, wie in Agawang kein Pfarrer mehr vorhanden ist, es gar elend zugeht, bin ich im letzten Januar nach Agawang gegangen, woselbst ich das heilige Meßopfer verrichtete; nach vollendetem Gottesdienst aber habe ich dem Untervogt, Schulmeister und Gemeindevorsteher im Namen Ihrer Hochwürden und Gnaden, Herrn ‚Thumbprobst' als dero Obrigkeit ernstlich befohlen, daß sie eilends, weil ich vorhanden wäre, ein Grab, die verstorbenen Körper, einem andern Übel zuvorzukommen, in ihre Ruhe zu ordnen, zu machen hätten. Darauf waren sie wohl zufrieden und indem sie das Grab angefangen, erzählten sie: es seien nur noch die 4 Personen in dem vorbesagten Haus zu bestatten vorhanden, die übrigen habe man in einem Haus auf dem Kirchberg, darinnen Else Millerin Wittib und Christina Reglerin wohnet, verzehrt und gegessen, über welches ich sehr erschrocken, samt dem Schulmeister, die Sache recht zu erkundigen, dem Haus zugeeilet, indem ich aber zu der Tür hinein will, tragen zwei Weibsbilder ein Schefflein voller Menschen-Eingeweide mir entgegen, so daß ich sehr erschrocken gefragt habe, was sie da machen? Sie gaben zur Antwort, es sei halt ein Elend; darauf ich gleich sagte, es ist ja freilich ein Elend über alles Elend, daß ihr gottlosen Leute so keck und vermessen seid, diese toten Körper, die schon längst verstorben, zu essen. Sie sagten: ‚Es hat der große unleidliche Hunger getan.' Weil ich aber gesehen hatte, daß es ihnen noch einigermaßen wohl erging, und sie etwa, wie andere tun, mit Heutragen nach der Stadt länger ihren Unterhalt hätten finden können, habe ich sie mit einem Stecken wohl zerklopft, ihnen auch ernstlich befohlen, die 4 noch übrigen Leichname samt den klein zerhackten Menschengebeinen, etwa anderthalb Metzen, in einem Säckchen auf den

[7] Ebendort, S. 150f.

Kirchhof zu tragen. Nach verrichteter Sache habe ich sie in das Vogthaus kommen lassen, erforschte, wieviel Menschen sie verzehrt und ob sie alles davon gegessen haben. Sie sagten einhellig, sie haben zwei Weiber mit Namen Barbara Mayrinn und Maria Weldeßhoverin, die vor 14 Tagen gestorben sind, samt zwei Männern, nämlich Gregor Thüringer am fünften Tag nach seinem Tod, auf einmal und sitzend verzehrt. Auch Jacob Khreiner, welcher ganze fünf Wochen in seinem Haus unbegraben gelegen, wurde auf zweimal zur Speise hergerichtet. Ich fragte darauf, wie es ihnen geschmeckt und vorgekommen wäre. Sie antworteten, es habe ihnen wohlgeschmeckt, und das beste an ihnen sei gewesen das Hirn, Herz und die Nieren, gleichwohl sie bitter weinend die Hände erhoben und solches die Zeit ihres Lebens nicht mehr zu tun versprachen(!). Zu diesen aufgezählten Personen haben sich in der Nachbarschaft noch zwei andere, Apollonia und Anna Thüringerin Wittfrauen gesellt und mitgehalten, von denen die eine, nämlich Appolonia, ihren eigenen Ehemann Gregor Thüringer zu verschlingen, sich nicht entsetzt hat.
Dieses habe ich E. H. und G. anzufügen nicht verschweigen können etc.

Actum Kuzenhausen, den 3. Febr. 1635

E. H. W. G.
untertänigster Gehorsamer
Michael Lebhardt Plebanus."

„Bescheidung

Ehrwürdiger etc.

„Was Ihr mir vom 3. Februar aus der Pfarre Agawang und anderen darin vorgefallenen schrecklichen Taten halber berichtet, das habe ich mit höchster Verwunderung verstanden. Weil dann eine so schreckliche Not über unsere vielfältigen Sünden der gerechte Gott verhängte, müssen wir es gleichwohl seinem unerforschlichen Urteil anheimstellen, bei dem ich allein dies zu erinnern habe, daß Ihr gegen dergleichen arme und äußerste Not leidende Menschen Euch mitleidig stellen und sie durch Schläge zu bestrafen Eure Person verschonen wollt."

„Sonst weil Ihr so beständig und fleißig bei Eurer anbefohlenen Seelsorge verharrt, würde Eure treuherzige Liebe, mit der Ihr den armen Pfarrkindern begegnet, nicht allein der liebe Gott, sondern auch ein hochvornehmliches Domkapitel dankbar beschulden. Und ich werde auch mein mögliches tun, und das Geringste nicht zu ermangeln.

Schongau, den 6. Februar 1635."

„Ein Bericht vom Untersten, weiß Gott. Höchst merkwürdig der Bescheid, ein Zeugnis dafür, daß harte Zeiten nicht immer hart machen müssen; nichts von Gericht oder Bannfluch für die Menschenfresserinnen – aber ein milder Verweis, weil der erregte Visitator die unglückseligen Weiber „mit einem Stecken wohl zerklopfet" hat: er möge die Unglücklichen mit Streichen verschonen."[8]

Wir haben etwas lang zitiert, aber es war wohl richtig, zwei humane Geistliche, die untereinander, und wahrlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, miteinander

[8] *P. Lahnstein*, a. a. O., S. 23ff.

korrespondierten, Zeugnis ablegen zu lassen, um so wirksam dem oberflächlichen und ekelhaften Geschwätz eines modernen bourgeoisen Historikers, dessen Buch auch noch ins Deutsche übersetzt wurde, zu begegnen.

Im übrigen hat Steinberg unrecht, wenn er meint, daß die Presse damals eine reine Sensationspresse voller Greuelmärchen gewesen sei. Man lese etwa folgende zwei traurige, aber nüchterne Berichte aus einer Berliner Zeitung vom Jahre 1626:

„Auß Goßlar / vom 10. Aprilis. Hierumb ist ein erbärmliche und betrübte zeit / vnd alles in grund verderbet worden / das mehrentheils Haußleute / auch die Bürger auß den Städten entlauffen müssen / weil sie nicht mehr zu leben haben.

Auß Ascherßleben / vom 30. Maij. Weil allhier die Bürger die Contribution nicht mehr erlegen können / hat man in Halberstadt in 60 Häuser eingerissen / vnd das Holtz verbrandt / die armen Bawren aber / so nichts mehr zu geben haben / die werden mit Händen und Füssen zusammen gebunden / auffn Rücken auff die Erden geleget / vnd also geprügelt / das mancher deß 4. Tages davon sterben muß."[9]

Wie anders als der kümmerliche Steinberg sieht der wirklich bedeutende westdeutsche Agrarhistoriker Wilhelm Abel diesen furchtbaren Dreißigjährigen Krieg:

„Hunger und Seuchen verbanden sich in diesen Jahren zu schrecklicher Wirkung. Mancherorts ging der Hunger voran, anderenorts die Pest. Hunger herrschte, wo der Krieg gehaust hatte, die Äcker verlassen, die Bauern geflohen oder erschlagen waren. Es wuchs kein Korn, und was noch gesät war, wurde vor der Reife von den Reitern und Troßknechten als Futter für die Pferde verbraucht. Der Hunger bereitete das Feld für die Seuchen, die Deutschland durchzogen. Der Pest, deren Umzug in den Jahren 1634 bis 1640 Erich Kayser und Mitarbeiter festhielten*, fiel im mittleren, westlichen und südlichen Deutschlands in vielen Städten und Dörfern mehr als die Hälfte der Bewohner zum Opfer. In einigen Dörfern des Odenwaldes blieben, wie die Pfarrer berichteten, nur zwei, drei oder vier Menschen am Leben. Für Großbiberau hielt der Ortspfarrer fest, daß vor der Pest, im Jahre 1634, dort über 300 Menschen gewohnt hätten und nach der Pest nur 25, von denen 4 bald darauf noch Hungers starben. Von den Einwohnern der Dörfer Glashofen und Reinhartsachsen blieben nur einige Kinder zurück, die in den nächsten Ortschaften um Brot bettelten.

Hunger und Seuchen folgten einander auch in umgekehrter Reihe. Wo die Seuchen die Menschen hinweggerafft hatten, konnten die Äcker nicht bestellt werden. Brot, Getreide und Fleisch erreichten unerschwingliche Preise. Selbst Hunde- und Katzenfleisch wurde von den Chronisten mit Preisnotizen versehen (Augsburg 1634, Neustadt a. d. Weinstraße 1636). Häuser wurden um einen Laib Brot verkauft, Äcker um ‚einen Butterzwecken', ganze Bauernhöfe um 20, 30 oder 40 Gulden.

Es mag auch ein Chronist noch zu Worte kommen, der aus dem Brandenburgischen zu den Jahren 1637 bis 1639 folgendes berichtete**: ‚Bei dem Mißlingen der Saaten trat der größte Notstand ein. Landbewohner und Truppen verzehrten Katzen, Mäuse, tote Tiere und Menschen. Die Hungernden schrien vor den Toren von Brandenburg: Gebt uns nur von verwesenden Tieren heraus, was ein gesunder Mensch nicht sehen kann. Bei Wittenberg sollte das Los geworfen werden, wer sterben sollte, um verzehrt zu

[9] Zitiert in *E. Buchner,* Das Neueste von gestern, 1. Bd., München 1911, S. 36 und 39.

* *E. Kayser,* Die Ausbreitung der Pest in den deutschen Städten, in: Abh. d. Akad. f. Raumforschung und Landesplanung, 28, 1954.

** *J. Grüvell,* hier zit. nach Mittheilungen des statistischen Bureau's in Berlin, hrsg. von S. W. C. Dieterici, 7, 1854, S. 142.

werden. Hatte einer Geld, so war doch kein Korn zu kaufen. Ein Offizier erzählte: es hätten ihn einige arme verhungerte Leute angelaufen und gebeten, ihnen den bei sich habenden Hund zur Speise zu geben. Er habe ihnen hierauf etliche Dukaten aus Mitleid angeboten, daß sie dafür sich zu essen kaufen sollten. Sie hätten aber kein Geld haben wollen, sagend, daß sie dafür keine Lebensmittel erlangen könnten, worauf er ihnen den Hund übergeben . . .'."[10]

Abschließend sei Engels in seinem Aufsatz „Die auswärtige Politik des russischen Zarismus" zur politischen Lage Deutschlands als Folge des Dreißigjährigen Krieges zitiert: „Jenseits Polens lag ein zweites Land, das der Zerrütterung unheilbar verfallen schien – Deutschland. Seit dem Dreißigjährigen Krieg war das Römisch-Deutsche Reich nur noch nominell ein Staat. Die Landeshoheit der Reichsfürsten näherte sich immer mehr der vollen Souveränität; ihre Macht, dem Kaiser zu trotzen, die in Deutschland das polnische liberum veto ersetzte, war im Westfälischen Frieden ausdrücklich unter Frankreichs und Schwedens Garantie gestellt, eine Stärkung der Zentralmacht also abhängig gemacht von der Zustimmung des Auslands, das alles Interesse daran hatte, diese Stärkung zu verhindern. Dazu war Schweden kraft seiner deutschen Eroberungen Mitglied des Deutschen Reichs mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Bei jedem Krieg fand der Kaiser deutsche Reichsfürsten unter den Verbündeten seiner fremden Feinde, jeder Krieg war also zugleich ein Bürgerkrieg. Fast alle größeren und mittleren Reichsfürsten waren von Ludwig XIV. gekauft und das Land ökonomisch so ruiniert, daß ohne diese jährlichen Zuflüsse französischer Bestechungsgelder keine Möglichkeit gewesen wäre, überhaupt Geld als Umlaufmittel im Land zu behalten.*"[11]

Wahrhaftig, der Dreißigjährige Krieg bedarf gründlichster Behandlung in jeder Geschichte Deutschlands![12]

Obgleich Marx und Engels viele Auszüge zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gemacht haben, findet sich bei ihnen keine Analyse der Ursachen, keine Einschätzung des „politischen Sinnes" des Krieges – sie waren nicht mehr dazu gekommen, die vielen Auszüge und Notizen für eine eigene Arbeit zu verwerten.

„Klassenkampf Tradition Sozialismus" stammelt so: „Die sich im zweiten Jahrzehnt des 17. Jh. zuspitzenden Konflikte zwischen den europäischen Mächten führten schließlich zum Dreißigjährigen Krieg. Der Grundwiderspruch zwischen den Feudalgewalten und der aufsteigenden bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zeigte sich nach wie vor in Gestalt des unversöhnlichen Gegensatzes zwischen der Republik der Vereinigten Niederlande und dem reaktionären spanischen Feudalabsolutismus. Daneben bestanden Rivalitäten zwischen den Fürstengruppierungen und Feudalstaaten, die sich auf unterschiedlicher Entwicklungsstufe befanden. Das gilt vor allem für den Machtkampf zwischen den Habsburgern in Spanien und im Reich und dem zunächst historisch progressiven Absolutismus in Frankreich. Im Nord- und Ostseegebiet wuchsen im Kampf um die Vorherrschaft im Ostseeraum die Spannungen zwischen den Feudalstaaten Dänemark, Schweden, Polen und Rußland. Im Südosten flammten die Kämpfe zwischen den österreichischen Habsburgern und den ungarischen Ständen sowie den Fürsten von

[10] *W. Abel,* Massenarmut, a. a. O., S. 151f.

[11] *Marx/Engels,* Werke, Bd. 22, Berlin 1963, S. 18f.

[12] Außer Herbert Langer beschäftigt sich bei uns kaum jemand „hauptberuflich" mit dem Dreißigjährigen Krieg.

* Siehe *Gülich,* „Geschichtliche Darstellung des Handels etc." Jena 1830, 2. Band, S. 201–206.

Siebenbürgen, die als ‚Vasallen' des Osmanischen Reiches eine wichtige Rolle spielten, wieder auf. In diese Auseinandersetzungen wurden die deutschen Territorialgewalten hineingezogen, die ihre partikularen Interessen verfolgten und sich zu diesem Zwecke mit ausländischen Mächten verbanden. Der Kampf zwischen den Mächtegruppierungen wurde zum Teil noch unter religiösen Losungen ausgefochten. Dahinter verbargen sich aber Klasseninteressen und machtpolitische Ansprüche."[13]

Wir sagten, „Klassenkampf Tradition Sozialismus" stammelt; stammelt mit Recht. Denn das Stammeln ist hier nicht als Vorwurf gemeint, wie anders soll man den Wirrwarr darstellen, wenn man Kategorien wie progressiv und reaktionär oder gar Grundwiderspruch zwischen Feudalgewalten und „aufsteigender bürgerlich kapitalistischer Gesellschaft" zur Erklärung der Fronten in diesem Krieg verwenden will?

Genau so kurios und ganz abstrakt muß die Erklärung von Schmiedt-Polišenský klingen: „Untersucht man den im Jahre 1618 ausgebrochenen Konflikt, der nach dreißigjährigem Wüten für die kriegführenden Staaten mit Ausnahme Frankreichs und Spaniens durch den Westfälischen Frieden beendet wurde, auf seinen Charakter, so zeigt sich, daß er in letzter Konsequenz als der ‚Ausdruck einer bestimmten Stufe des Widerspruchs zwischen den in der Entwicklung begriffenen Produktivkräften und den in der Stagnation begriffenen feudalen Produktionsverhältnissen' angesehen werden muß, und zwar ‚zu einer Zeit, als im größten Teil Europas die Lage für eine Lösung dieses Grundwiderspruchs nicht reif war'*."[14]

Sicher trifft das letztlich hier und da zu, vielleicht sogar in einer ganzen Reihe von Fällen – aber ohne Nachweis dieser Widersprüche im einzelnen hilft uns das ebenso wenig weiter wie die allgemeine Feststellung in „Klassenkampf, Tradition, Sozialismus", daß „Klasseninteressen und machtpolitische Ansprüche sich dahinter verbargen".

Man kann sicherlich auch feststellen, daß progressive und reaktionäre sowie weniger und mehr reaktionäre Kräfte miteinander kämpften. Aber leider kann man auch beobachten, daß weniger reaktionäre mit weniger reaktionären sowie mehr reaktionäre mit mehr reaktionären Mächten miteinander kämpften, ebenso wie progressive mit progressiven. Und all diese Kämpfe spielten sich auf deutschem Boden ab, wo auch die merkwürdigsten Bündnisse untereinander und mit ausländischen Mächten geschlossen wurden.

Sollte man nicht zu dem Schluß kommen, daß, mit Ausnahme von England, die gesellschaftlichen Verhältnisse in einem wirren Übergangsstadium waren – teils progressiv, teils regressiv, teils einfach in Auflösung ohne bestimmte Richtung –, und daß für alle Verhältnisse, was immer ihr Zustand, vor allem die Machtansprüche als Motiv für den Krieg völlig ausreichten?

Und mitten in diesem gesellschaftsordnungsmäßig zum größten Teil (im spezifischen) indifferenten Krieg fanden, was nicht übersehen werden darf, heftigste Klassenkämpfe statt: der Plebejer gegen Ausbeutung und Teuerung in den Städten wie der Bauern gegen ihre Belastungen – und zwar ganz gleich, wie relativ progressiv oder reaktionär das fürstliche oder anders zu bezeichnende Regime war.

Man sollte vielleicht folgende Überlegungen machen: Gibt es nicht viele Kriege in

[13] „Klassenkampf Tradition Sozialismus", Berlin 1974, S. 169.

[14] *R. F. Schmiedt*, a. a. O., S. 278f.

* *J. Polišenský/M. Hroch*, Die böhmische Frage und die politischen Beziehungen zwischen dem europäischen Westen und Osten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In: Probleme der Ökonomie und Politik in den Beziehungen zwischen Ost- und Westeuropa vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Berlin 1960, S. 53.

der Geschichte, bei deren Beurteilung es sinnlos ist, zu untersuchen, welche Seite ein winziges bißchen mehr oder weniger zum Fortschritt oder Rückschritt der gesellschaftlichen Entwicklung beiträgt. Lenin hat niemals solche Erwägungen, betreffend den ersten Weltkrieg, angestellt, und unsere Erwägungen, betreffend den Beginn des zweiten Weltkrieges, haben im Laufe der Zeit doch sehr erheblich geschwankt. Ein solcher Krieg war wohl auch der Dreißigjährige Krieg.

Natürlich kann ein solcher Krieg von großem Interesse für die Militär- und Kriegsgeschichte sein. Ebenso für die Geschichte der Diplomatie. Jedoch eben nicht für die Geschichte des gesellschaftlichen Fortschritts in dem Sinne, daß der Sieg der einen oder anderen Seite ihn gebracht oder verhindert hätte.

Und in einem solchen Krieg ist auch die Alltagshaltung der werktätigen Schichten, vor allem der Bauern in der hier betrachteten Zeit, historisch völlig berechtigt: Jede Schlacht in unserer Nähe, ganz gleich wie sie ausgeht, ist ein Unglück, jeder Durchmarsch und gar jede Einquartierung von Truppen, ganz gleich auf welcher Seite sie kämpfen, bringt Not und Qual und Elend – Gott behüte uns davor!

Beginnen wir mit der Bevölkerung. Franz, der die besten Studien zu dieser Frage gemacht hat, schätzt den Gesamtverlust auf 40 Prozent in den ländlichen Gebieten und auf ein Drittel in den Städten, verursacht teils durch Kriegshandlungen, teils durch die Pest und andere Seuchen.[15]

Die lokalen Bevölkerungsverluste wurden auch dazu noch durch Wanderungen verursacht, denen entsprechende Gewinne anderswo gegenüberstanden. Dazu kommen zeitweise Fluchten. Nur ein Beispiel sei für die letzteren gegeben, das aber für viele andere steht: „Der Kastner von Hohenfeld am Main berichtete im November 1645, daß die Bewohner ‚das ganze Dorf öd und leer verlassen, maßen sie noch zur gegenwärtigen Stund abwesend, auch zu besorgen diesen ganzen Winter nicht wieder heimkommen werden'. Im November 1646 berichtete er, sie seien heimgekehrt, nachdem sie ein ganzes Jahr lang ‚wegen großer Landes- und Kriegsunsicherheit' sich an anderen Orten hätten aufhalten müssen. 1647 weilte ein Teil der Einwohner immer noch in Kitzingen. In Kaltensundheim hatten die Bauern 12 bis 15 Jahre lang eine doppelte Haushaltung, zumeist in der Stadt, in ruhigen Zeiten auf dem Land. (E. Krauss, Hohenfeld a. M., 1933, 179, 182)."[16]

Über die relative Verteilung der Toten auf direkte und indirekte Kriegsfolgen schreibt Franz: „Deutlich geht aus allen Quellen hervor, daß die unmittelbaren Kriegsverluste verhältnismäßig gering gewesen sind. Trotz aller Grausamkeiten sind es immer nur einzelne, die von Soldaten erschlagen wurden. Zu einer nennenswerten Bevölkerungseinbuße haben alle diese Gewalttaten, so schaurig sie auch im Einzelfall gewesen sein mögen, nicht geführt. Selbst in den Schlachten waren die Verluste nie allzugroß*. Auch der Hunger hat sicher nur eine begrenzte Zahl von Opfern gefordert, von den ganz vereinzelten Fällen von Menschenfresserei, soweit sie überhaupt nachweisbar sind, nicht zu reden. Aber das Kriegselend und die Hungersnöte haben – ähnlich wie im Weltkrieg die Hungerblockade – den Volkskörper geschwächt und weniger widerstands-

[15] *G. Franz,* Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk, Stuttgart 1961, S. 47.

[16] Ebendort, S. 2.

* *K. Th. v. Inama-Sternegg* (Die volkswirtschaftl. Folgen des Dreißigjährigen Krieges f. Deutschland, Hist. Taschenbuch, 4. F., Bd. 5, 1864, S. 15) erwähnt, daß zeitgenössische Schätzungen von 325 000 oder 338 000 Kriegsgefallenen sprechen. Eine Nachprüfung ist nicht möglich.

fähig werden lassen, so daß die Seuchen zum gefährlichsten Feinde werden konnten. Denn ebenso wie im Weltkrieg die Grippeepidemie hat auch im Dreißigjährigen Kriege die Pest die meisten Opfer gefordert. Gewiß gab es auch in den Jahrzehnten zuvor schon immer Epidemien, die in einzelnen Orten die Einwohnerschaft in einem heute kaum mehr glaublichen Maße dezimierten. Aber in Friedenszeiten konnte man vor der Pest aus den besonders gefährdeten Städten auf das Land flüchten und sich retten. Jetzt hatte sich schon zuvor die Einwohnerschaft ganzer Landschaften vor den umherziehenden Truppen hinter die Mauern der Städte geflüchtet. Die Pest konnte so in den übervölkerten, jedes hygienischen Schutzes baren Orten reiche Einkehr halten. Von den 701 Personen, die in Groß-Salze bei Magdeburg an der Pest starben, waren 429 Bauern. Darmstadt hatte nach der Schlacht bei Nördlingen mehr Flüchtlinge als Einwohner. Von beiden raffte die Pest über die Hälfte dahin. Allein 130 Eberstädter Namen finden sich in den damaligen Darmstädter Totenbüchern."[17]

Vielleicht unterschätzt Franz die Verluste in Schlachten. Sicher unterschätzt er die Verluste im Zusammenhang mit den Schlachten. Es wurden nicht nur einzelne, sondern bisweilen sehr viele friedliche Dorfbewohner erschlagen, insbesondere wenn eine Gruppe von Bauern bewaffneten Widerstand geleistet hatte. Und dazu kommen die Verluste, wenn ganze Dorfeinwohnerschaften vor den Soldaten im Winter in die Wälder flüchteten und dort Opfer der Erschöpfung und des Klimas wurden – insbesondere kleine Kinder und alte Leute.

Dazu kommen die – ebenfalls nach siegreichen Schlachten – durch Martern von plündernden Soldaten für das Leben Verstümmelten.

Ein Zeitgenosse beschreibt einige dieser Martern:

„Dem eenen wurden beede Händ auff den Rücken gebunden vnnd mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches, so man es nur ein wenig an oder auff vnd ab gezogen, dem elenden Menschen solche Marter verursachet, daß er offt den todt geschryen, aber vmb jeden Schrey vier Streich mit der Karbatsche auff die Waden halten muste; ich glaube, der Kerls hätte sich selber entleibet, wo er seiner Hände gebrauchen können, nur deß Schmertzens zu entkommen.

Eim andern wurde ein Seyl mit vielen Knöpffen vmb die Stirn gebunden, vnd mit einem Knebel hinden zu, ober dem Nacken, zusammen gesträhet, daß ihm das helle Blut zu der Stirne, zu Mund vnd Nase, auch zu den Augen außflosse vnd der arme Mänsch als ein Besessener außsahe.

Ich erschracke dieser schröcklichen Plagen vnnd vnbarmhertzigen Tyranney, bate den Bttrwtz, daß er doch an Gott vnd an sein Gewissen dencken wolte vnnd der armen vnschuldigen Leuthe etwas mit der Marter schonen. Aber er sprach zu mir in Zorn, wann du viel Mitleiden haben wilt, so bleibstu min Freund nicht lang."[18]

Mehring schildert diese Martern und Quälereien:

„Noch über ein halbes Menschenalter haben die schwedischen Junker auf deutscher Erde gehaust und sich den Henkersruhm erworben, unter den Plünderern und Schindern der deutschen Nation die ärgsten zu sein. Mit unerschöpflicher Phantasie sannen sie immer neue Martern aus, um den Versteck der letzten Heller aufzutreiben. Einen grausigen Ruf genießt heute noch der ‚Schwedentrunk', den ein armer protestantischer Geistlicher, der dieser Folter unterworfen wurde, in kläglichen Versen besungen hat:

[17] Ebendort, S. 5f.

[18] *H. M. Moscherosch,* Gesichte Philanders von Sittewald, Berlin und Stuttgart, 1883, S. 260f.

Mistlaken etlich Maß
Goß man, als in ein Faß,
Mir in den Leib zur Stunden,
Vier Kerels mich festbunden.

Andere Martern waren: die Steine von den Pistolen zu schrauben und an ihre Stelle den Daumen der Bauern zu zwängen; die Fußsohlen mit Salz zu reiben und sie von den Ziegen ablecken zu lassen; nach Fesselung der Hände mit durchlöcherter Ahle ein Roßhaar durch die Zunge zu ziehen und es leise auf und ab zu bewegen; ein Seil mit Knöpfen um die Stirn zu binden und hinten mit einem Knebel zusammenzudrehen; zwei Finger aneinander zu schnüren und dazwischen mit einem Ladestock auf und ab zu fahren, bis Haut und Fleisch bis auf die Knochen verbrannten, des Gräßlichen und Scheußlichen, in gesitteter Sprache gar nicht Aussprechbaren zu geschweigen, das an der weiblichen Bevölkerung verbrochen wurde. Damals entstand der noch heute unvergessene Kinderreim: Bet', Kindchen, bet', morgen kommt der Schwed'."[19]

Mehring übertreibt wohl, wenn er gerade die Schweden als besonders grausam hervorhebt.

Winter meint, daß die spanischen und italienischen Truppen am grausamsten vorgingen: „Nach den vorliegenden Einzelschilderungen muß schon in jener Periode jedes Gefühl für Menschlichkeit den verwilderten Söldnerhorden abhanden gekommen sein. Schon längst begnügten sie sich nicht mehr mit den Bedrückungen und Erpressungen, welche für ihren Unterhalt notwendig waren; sie zerstörten, um zu zerstören, und weideten sich mit brutaler Lust an den Leiden der unglücklichen Bevölkerung. Namentlich waren es die spanischen und italienischen Truppen, über deren Grausamkeit die empörendsten Klagen erhoben wurden. Fanden diese Horden in einem Dorfe nicht so viel Vorräte an Geld und Lebensbedürfnissen, wie sie erwartet hatten, oder nahmen sie gar an, daß vorhandene Vorräte ihnen verheimlicht würden, so schreckten sie vor den schlimmsten Peinigungen der Bewohner nicht zurück, in denen sie bald eine traurige Virtuosität erlangten. Man schoß die Leute ins Knie und drehte ihnen dann die Beine ab, sägte ihnen die Schienbeine an, machte Schnitte in die Fußsohlen, in die dann Salz gestreut wurde, schnitt ihnen Riemen aus dem Rücken, ja es kam vor, daß Kinder im Beisein der Eltern lebendig in den Backofen geschoben wurden. Daneben wurden hier wie fast überall, wo diese Horden hausten, die Weiber massenhaft zu Opfern der viehischen Lüste der entmenschten Soldateska. Frauen und Jungfrauen wurden in Gegenwart ihrer Männer und Väter, zuweilen auf offener Straße geschändet, selbst die Schwangeren, denen man in bestialischer Wut die Brüste abschnitt, wurden nicht geschont. Es war, als hätten sich diese Horden vorgenommen, die ganze Bevölkerung buchstäblich zugrunde zu richten."[20]

Es scheint mir müßig zu untersuchen, welche Truppen die grausameren waren.

Wohl aber muß man sehen, daß all diese Leiden sehr verschieden über der Bevölkerung verteilt waren – sehr verschieden weniger nach Klassen und Schichten (denn vor allem die Pest trifft demokratisch Arme und Reiche), sondern nach Gegenden.

Es gab kleine Teile Deutschlands, die praktisch vom Krieg (nicht von seinen indirekten Folgen!) verschont wurden und andere, durch die die Kriegsfurie immer wieder hindurchzog.

[19] *Fr. Mehring*, a. a. O., S. 356.
[20] *G. Winter*, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Leipzig 1934, S. 514f.

So berichtet Franz zum Beispiel: „Die Grafschaft Oldenburg hat angeblich während des ganzen Krieges kein fremder Soldat betreten. Graf Anton Günther verstand es, während des Krieges neutral zu bleiben und durch seine weitberühmte Pferdezucht sich und dem Lande große Einnahmen zu verschaffen. Während des Krieges wurden die Dienste in Geldabgaben umgewandelt, die Meier entlastet, die Zehnten fixiert. Auch das Erzstift Bremen war nur zeitweilig vom Kriege heimgesucht worden."

Stärker kann Franz dank der Quellenlage für eine Rheingegend aufgliedern: „Im Rheinland ist es schwer, ein Bild der Kriegsverluste zu gewinnen. Für den Niederrhein ermöglichen die Verluste der Landmiliz in den beiden Herzogtümern Jülich und Berg Rückschlüsse auf den Bevölkerungsverlust*. Während im zweiten Weltkrieg (1939 bis 1945) in dem gleichen Gebiet die waffenfähige Mannschaft (18- bis 60jährige) sich um 16% vermindert hat, ging sie in den Jahren 1635–1647 um etwa 30% zurück. In Jülich waren die Ämter Monschau und Heimbach in ihrer abseitigen Waldlage geschützt (10%), an der Heerstraße von Aachen zum Rhein steigen die Verluste auf 40 Prozent, um im Amt Jülich mit 62% den Höhepunkt zu erreichen. Nach Norden zu nahmen die Verluste wiederum ab. Im Herzogtum Berg betrugen die Verluste um Solingen und im Wuppertal 20%, in Mettmann 43%. Im ganzen verminderte sich die Mannschaft in Jülich um 35%, in Berg um 23%. Bedenkt man, daß die erste Kriegshälfte vor allem auch dem Herzogtum Berg schon schwere Wunden geschlagen hatte, so kommt man in Jülich auf 50, in Berg auf 40% Verluste der waffenfähigen Mannschaft. Die Verluste der Gesamtbevölkerung werden geringer gewesen sein. Der Bevölkerungsrückgang wird in Jülich höchstens 28% (50 000 Einwohner), in Berg 20% (20 000 Einwohner) betragen haben. Bei Frauen und Kindern käme man dann auf eine Verlustquote von etwa 15%. Jülich gehörte damals zu den dichtest besiedelten Gebieten Europas. Die Bevölkerungsdichte betrug etwa 50 je qkm. Der 30jährige Krieg hat die Entwicklung gelähmt, zumal ihm 70 weitere Kriegsjahre am Niederrhein folgten. Erst nach 1720 wird die Bevölkerungszahl den Stand von 1618 wiedererreicht haben. Berg erholte sich dank der aufstrebenden Industrie rascher. In kaum gestörtem Gleichmaß nahm die Bevölkerung Jahrzehnt für Jahrzehnt um 10% zu, so daß die Verluste bereits 1680 ausgeglichen sein werden."[21]

Bemerkenswert:

Erstens: die außerordentliche Verschiedenheit der Kriegswirkungen – zum Teil gibt es überhaupt keine direkten.

Zweitens: wie selbstverständlich ist bei den Verlusten auch von Frauen und Kindern die Rede!

Drittens: wie erschreckend die Mitteilung, daß dem Dreißigjährigen Krieg 70 weitere Kriegsjahre am Niederrhein folgten – erschreckend natürlich nur für den, der nicht daran denkt, wie üblich Kriegshandlungen vom Raubzug eines Ritters bis zum größeren Krieg eines Territorialfürsten in der Feudalzeit waren.

Wir hatten von den Martern, der allgemeinen Verrohung der Kriegsführung gesprochen. Sie hing mit entscheidenden Wandlungen in der Zusammensetzung der Kriegführenden zusammen.

[21] *G. Franz*, Der Dreißigjährige Krieg, a. a. O., S. 9f., 13f.

* *H. Dahm*, Verluste der jülich-bergischen Landmiliz im 30j. Krieg (Düsseldorfer Jb. 45, 1951, 281–89).

Marx beginnt den berühmten dritten Abschnitt des 24. Kapitels des ersten Bandes des „Kapital", der u. a. von der „Blutgesetzgebung gegen die Expropriierten" in England handelt, mit den Worten „Die durch Auflösung der feudalen Gefolgschaften . . .". Die Auflösung der feudalen Gefolgschaften hatte einen entscheidenden Einfluß auch auf die Kriegsführung auf deutschem Boden von 1618 bis 1648.

Winter beschreibt die Wandlungen im Heerwesen so: „Die Grundlagen der alten Kriegsverfassung, welche auf der Heeresfolge der Landeseinwohner beruht hatte, waren längst vor dem Dreißigjährigen Kriege bis auf wenige vorübergehende Spuren zugrunde gegangen. Die alten, aus dem Lehnsverbande hervorgegangenen ritterlichen Heere waren schon im fünfzehnten Jahrhundert durch das Aufkommen der Feuerwaffen und die dadurch bedingte überwiegende Bedeutung der Fußtruppen völlig verdrängt worden. Aber auch die Verfassung der Landsknechtshaufen, wie sie sich namentlich seit den Kriegen zwischen Burgundern und Schweizern und seit der Schlacht von Marignano ausgebildet und zur Zeit der Frundsberge und Schertlins von Burtenbach ihre endgültige Gestaltung erhalten hatte, war doch wenigstens in der Hauptsache noch auf dem Gedanken der nationalen und territorialen Zusammengehörigkeit der Landsknechte aufgebaut. Seitdem auch sie in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in ihren Grundlagen erschüttert war, hatte sich das reine Söldner= und Werbesystem, welches in gar keinem Zusammenhang mit der sonstigen staatlichen Verfassung mehr stand, ausgebildet. Dieses System, bei welchem von einer idealen Gemeinschaft zwischen dem kriegführenden Fürsten und dem Heere, mit welchem er den Krieg führte, überhaupt kaum noch die Rede sein konnte, erhielt seine höchste oder vielmehr tiefste Vollendung eben im Dreißigjährigen Kriege. Es wurde allmählich die Regel, daß der Fürst, welcher Soldaten brauchte, diese gar nicht mehr direkt selbst anwarb, sondern die Anwerbung derselben als ein förmliches finanzielles Geschäft Unternehmern überließ, welche dann als Obersten die Führung der von ihnen geworbenen Regimenter erhielten. Dafür wurde ihnen dann eine bestimmte Summe von dem kriegführenden Fürsten gezahlt oder auch nur in Aussicht gestellt, aus der sie das Werbegeld und den Handsold ihres Regiments zu bestreiten hatten. Auf diesem Wege wurde die Anwerbung der Regimenter für deren Obersten mehr und mehr ein äußerst lukratives Geschäft. Den Zahlungen, die sie von dem Fürsten, in dessen Dienst sie standen, erhielten, lag natürlich der komplette Stand eines Regimentes zugrunde. Erreichte das Regiment diesen Stand nicht – wofür man ja absichtlich sorgen konnte – oder verlor es ihn durch Verluste im Felde, so flossen Werbegeld und Sold für die am kompletten Stande fehlenden Mannschaften in die Tasche des Obersten. Es war nur natürlich, daß diese Art des Werbegeschäftes sehr bald in ein raffiniert ausgebildetes System gebracht wurde, bei dem minder gewissenhafte Obersten stattliche Vermögen erwarben, die Unterhaltungskosten des Heeres aber für den kriegführenden Fürsten ins Ungemessene wuchsen. Man hat berechnet, daß der Kostenaufwand für den Kopf einer Truppe im Dreißigjährigen Kriege sich etwa sechsmal so hoch stellte wie heutzutage. Schon hieraus erklären sich die unermeßlich hohen Geldopfer, welche der Krieg den damaligen Staaten auferlegte."[22]

Der Krieg wurde allein schon durch die Aufstellung und Ergänzung des Heeres zu einem Geschäft, zum Geschäft einer militärischen Bürokratie, denn unter dem Obersten standen andere, kleinere Unternehmer. In einer Militärgeschichte heißt es über die im 16. Jahrhundert einsetzende Wandlung: „An der Spitze des Heeres, das ein fürstlicher

[22] *G. Winter*, a. a. O., S. 509f.

Kriegsherr in seine Dienste nahm, standen zumeist adlige Feldobristen wie Georg von Frundsberg und Sebastian Schertlin von Burtenbach. Sie waren in der Regel militärische Führer und wirtschaftliche Unternehmer in einer Person. Sie schossen den Kriegsherren vielfach die Soldgelder vor, was ihnen zugleich großen politischen Einfluß verschaffte. Ein Fähnlein mit 10 bis 20 Rotten zählte rund 500 Landsknechte, die von einem Hauptmann befehligt wurden, dem wiederum die Rottmeister, der Proviantmeister, der Profoß (Richter) mit den Stockknechten, der Troßmeister und zahlreiche andere Ämter unterstanden. Allmählich begannen sich im Söldnerheer eine militärische Ranghierarchie sowie ein Verwaltungsapparat herauszubilden. Es entstanden Normen für die organisatorische Gliederung in Fähnlein und Rotten, für die Ausbildung, Versorgung und Verwaltung sowie für den übrigen Dienstbetrieb."[23]

Im Laufe des Krieges dehnte sich dieses Geschäftswesen gewaltig aus, und auch die großen Heerführer wurden jetzt einbezogen: „Mit dem Anwachsen der Heere und der Dauer des Krieges reichten die Subsidien und bisherigen Formen der Kontributionen für den Unterhalt der Söldner und die Beschaffung von Waffen bald nicht mehr aus. Deshalb begründeten Landesfürsten, aber auch einzelne begüterte, reiche Söldnerführer gewerbliche Unternehmen, in denen Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenstände hergestellt wurden. In Böhmen richtete der kaiserliche Heerführer Albrecht von Wallenstein mit Hilfe des Bankiers Jan de Witte Manufakturen ein, die sein Heer mit Waffen und Bekleidung belieferten, wofür Wallenstein vom Kaiser Geld und Ländereien erhielt. Diese in verschiedenen Territorien errichteten teils staatlichen, teils privaten Unternehmen waren die Anfänge einer besonderen Kriegswirtschaft, aus denen später landesfürstliche Waffen- und Uniformmanufakturen, Geschützgießereien und Pulvermühlen hervorgingen."[24]

Gleichzeitig wurde es immer schwieriger, den Sold zu zahlen: „Als man aber mit allen diesen Mitteln nicht mehr auskam, verfiel man auf einen negativen Ausweg, den einige Fürsten von vornherein gewählt hatten und der in der Periode Wallensteins zur höchsten Ausbildung gelangte: man zahlte überhaupt keinen Sold mehr, sondern wies das Heer ausschließlich darauf an, sich denselben durch Kontributionen und Brandschatzungen in den besetzten Gebieten selbst zu verschaffen. Auf diesem Wege wurden dann, da sich die Truppen bei den schwer kontrollierbaren Kontributionen in der Regel einen erheblich höheren Sold als den ihnen vertragsmäßig zugesicherten erpreßten, den unglücklichen Ländern, welche den Heeren zum Quartier dienten, die ungeheuersten finanziellen Opfer auferlegt, die mit rapider Schnelligkeit zur völligen Verarmung der Bewohner führten."[25]

Dabei darf man nicht vergessen, daß die Soldaten nicht nur für sich selbst zu sorgen hatten. Gustav Freytag schildert:

„Was die Heere des dreißigjährigen Krieges sehr von den heutigen unterscheidet und ihren Einmarsch in eine Landschaft dem Einbruch eines fremden Völkerstammes ähnlich machte, war der Umstand, daß der Soldat trotz der kurzen Dienstzeit im Felde seinen eigenen Haushalt führte und wie ein Handwerksmeister mit Weib und Jungen wirthschaftete. Nicht nur die höhern Offiziere und Hauptleute nahmen ihre Frauen mit ins

[23] Kurzer Abriß der Militärgeschichte von den Anfängen der Geschichte des deutschen Volkes bis 1945, Berlin 1974, S. 68.

[24] Ebendort, S. 75.

[25] *G. Winter*, a. a. O., S. 510 f.

Feld, auch der Reiter oder Fußknecht fand es angenehm, zuweilen sein angetrautes Weib, häufiger eine hübsche Dirne zu unterhalten. ... Mit seiner Beischläferin wohnte der Soldat unter dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier, das Weib buk, kochte und wusch für ihn, pflegte den Erkrankten, schenkte dem Zechenden ein, duldete seine Schläge und trug auf dem Marsche Kinder, Beutestücke oder Geräthschaften der flüchtigen Wirthschaft, die nicht auf den Bagagewagen geschafft werden konnten. ...

Mit den Weibern zogen die Kinder. Bei den Schweden waren durch Gustav Adolf Feldschulen eingerichtet, in denen die Kleinen auch im Lager unterrichtet wurden. In diesen Wanderschulen herrschte militärische Zucht, und ein französischer Unterhändler erzählt von der wilden Brut des Krieges, daß sie ihren Vätern beim Kugelregen die Suppe in die Laufgräben trug und in den Lagerschulen nicht von der Bank wich, wenn auch einschlagende Kanonenkugeln drei und vier aus ihrer Mitte niederstreckten.* ...

Bei Plünderung der Quartiere trieb es der Troß am ärgsten, auch in Freundes Land. Wenn die Weiber und Buben mit ihren Soldaten in einen Bauernhof drangen, fielen sie wie Geier über das Geflügel im Hofe, über Truhen und Kisten her, schlugen die Thüren ein, schmähten, drohten und quälten, legten sich in die Betten, und was sie nicht verzehren und rauben konnten, zerschlugen sie; war ein Kupferkessel zu groß zum Mitnehmen, so traten sie ihn ein. Beim Aufbruch zwangen sie den Wirth anzuspannen und sie ins nächste Quartier zu fahren. Dann stopften sie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrath des Bauern voll und banden sich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte. ‚Dann – so erzählt der zürnende Berichterstatter Wallhausen (Defensio patriae 1621. p. 172) – wenn die Wagen angeschirrt sind, fallen die Weiber, Kinder und Dirnen auf die Wagen wie ein Haufe Raben.' "[26]

Kein Wunder, daß man damals sagte: „Der Krieg ernährt den Krieg".

Wie durch die Plünderungen und Rekrutierungen von Söldnern sich im Laufe des Krieges die Situation änderte, zeigt Mehring anschaulich am Beispiel des schwedischen Heeres:

„Noch einige Zahlen mögen dies königliche Programm beleuchten. In den drei Jahren, wo Gustav Adolf selbst noch den Krieg führte, betrug in Schweden

	das Militärbudget	die Heeresziffer (nominell)
1630	9 535 625 Taler	40 000 Mann
1631	5 568 407 Taler	79 700 Mann
1632	2 220 198 Taler	198 500 Mann

* Recueil de plusieurs pièces servans à l'histoire moderne. Cologne 1663. p. 468.

[26] *G. Freytag*, a. a. O., Bd. 20, S. 47–50. – Während die Ritter bei ihren Fehden und Kleinkriegen selbstverständlich keine Heere mit Familientroß anführten, war an sich die Begleitung des Heeres durch Frauen in größeren Kriegen seit langem üblich. Sogar auf den Kreuzzügen fanden sich „fahrende Frauen" als Begleitung der Männer ein. Als der Herzog von Alba 1562 das spanische Heer gegen die Niederlande führte, wurde es von 400 „fahrenden Frauen" zu Pferde und 800 zu Fuß für die Offiziere begleitet; die Frauen waren sogar in „Kompagnien" mit eigenen Fahnen gegliedert. Ihre Liebhaber wurden nach ihrer Schönheit und mit Rang der Offiziere bestimmt, und diese Ordnung mußte streng eingehalten werden.

Man sieht: Je höher die Heeresziffer steigt, um so mehr sinkt das Militärbudget. Dabei bezieht sich das Militärbudget auf die Gesamtheit der schwedischen Heeresmacht, eingerechnet die in Schweden, Finnland und den baltischen Provinzen zurückgelassenen Truppen, die sich im Jahre 1630 auf 37 000 Mann beliefen, während die von uns angegebene Heeresziffer sich auf die in Deutschland kämpfenden schwedischen Heere beschränkt. Diese Heere sind in Deutschland rekrutiert und von Deutschland verpflegt worden. Rechnet man dagegen nur die ungeheuren Brandschatzungs- und Kontributionssummen, die Gustav Adolf den deutschen Fürsten und Städten auferlegte, sobald sie in seine Gewalt fielen, und die Erträge der Zölle auf, die sofort in den eroberten Häfen erhoben wurden und sich nach zeitgenössischen Angaben ‚nicht nur auf 15 bis 30, sondern 40, ja sogar 50 vom Hundert' beliefen, so versteht man die Klage einer deutschen Flugschrift aus dem Jahre 1636: ‚Kupfer habt ihr aus eurem Lande geführt, Gold und Silber aber hinein. Schweden war vor diesem Kriege hölzern und mit Stroh bedeckt, jetzt ist's steinern und prächtig zugerichtet.' ...

Die Vorstellung, als ob Gustav Adolf an der Spitze eines Heeres von gottbegeisterten schwedischen Bauern in die kaiserlichen Söldnerscharen gestürmt sei, erträgt keine ernsthafte Kritik. Als er nach Deutschland aufbrach, bestand sein Heer zur Hälfte aus Söldnern, die in aller Herren Länder geworben worden waren; auf deutschem Boden wurde es nach Gustav Adolfs Programm aus Deutschland rekrutiert, aus gewaltsam gepreßten oder ausgehungerten Bauern und Handwerkern oder auch aus jenem internationalen Söldnertum, das heute unter dieser Fahne diente und morgen unter jener, und das seit dem Beginne des Dreißigjährigen Krieges schon zu einer furchtbaren Landplage angeschwollen war. Gefangene wurden sofort als Soldaten eingestellt. Es mag wohl stimmen, daß schließlich kaum der zehnte Mann in den schwedischen Heeren ein Schwede war."[27]

Und wenn Städte in Schutt und Brand gelegt wurden, war keineswegs immer der Sieger der Schuldige. Am bekanntesten ist die Zerstörung Magdeburgs, das von Gustav Adolfs vertrautem Adjutanten, dem Oberst Falkenberg verteidigt und von der Armee des kaiserlichen Feldherrn Tilly erobert wurde. Mehring schreibt darüber mit bitterer Ironie: „Tilly war kein Genie, aber er hätte ein kompletter Narr sein müssen, wenn er den wichtigen Platz, den er eben mit äußerster Kraftanstrengung erobert hatte, in Asche gelegt hätte. Er hat die Stadt plündern lassen, wie Gustav Adolf Frankfurt a. d. O. und Würzburg nach der Erstürmung plündern ließ: Die Plünderung erstürmter Plätze war damals barbarisches, aber allgemeines Soldatenrecht. Freilich ist in Magdeburg noch über das damals übliche scheußliche Maß hinaus gemordet und geplündert worden, aber nur, weil die überall auflodernde Brandfackel die letzten Reste von Disziplin in dem stürmenden Heere löste. Angezündet hat Tilly diese Fackel nicht. Er selbst hat für die Brandstiftung Magdeburgs schon auf der Brandstätte die Belagerten verantwortlich gemacht, namentlich auch nach Aussage der Gefangenen, und die Richtigkeit seiner Ansicht wird heute auch von allen irgend ernsthaften protestantischen Geschichtsschreibern anerkannt. Falkenberg fiel bei dem Sturme, doch ist an diesem scheinbar klassischen Zeugen nicht viel verloren. Solche ‚Heldentaten' sind etwas brenzliger Natur, und ihre Urheber sind deshalb keine klassischen Zeugen. Rostoptschin, der Gouverneur von Moskau, hat sich im Rausche des ersten Erfolges laut gerühmt, den Brand von Moskau veranlaßt zu haben, und dafür Orden und Ehren beansprucht, aber in späteren

[27] *Fr. Mehring*, a. a. O., S. 341 und 353.

Jahren, sogar in vertraulichen Briefen, steif und fest behauptet, Napoleon habe die Stadt angezündet und ihm wider besseres Wissen die schauerliche Tat in die Schuhe geschoben. Daß Falkenberg für die Brandstiftung von Gustav Adolf instruiert gewesen sei, dafür liegt keinerlei Beweis vor. Aber in den allgemeinen Rahmen seiner Kriegführung paßte sie durchaus, und ihre Früchte hat er geerntet."[28]

So sah die Kriegsführung in jenen dreißig Jahren von 1618 bis 1648 aus. –

Und doch dürfen wir uns die Soldateska nicht nur als brutale Banditen vorstellen, die allein an Raub und Schändung und Zerstörung dachten. Gar manche Soldaten waren verarmte Bauern, die keinen anderen Weg gesehen hatten, sich am Leben zu halten, als zum Militär zu gehen, und andere waren in den Dienst gepreßt worden. So manchem von ihnen blieb Mitleid mit den Menschen erhalten.

Auch waren die Zeiten oft schlimm, mit der Pest und anderen Krankheiten, die unter den Soldaten wüteten, und es herrschte traurige Not jeder Art auch bei ihnen.

Im folgenden geben wir einen langen Brief eines Soldaten an seine Frau wieder, der uns erhalten geblieben, da er in einer Zeitung abgedruckt wurde:

„Der ehr- und viel tugendsamen Frau Agatha Schneidin, vom Fähnrich im Kölnischen Kanonen-Regiment in Köln: Meiner herzallerliebsten Hausfrau, wohnhaft in der Glokkengasse.

Benedict Serratz, dem Boten ein Trinkgeld.

Ach meine tausend herzallerliebste Agatha, ehelichen Gruß und Treue zuvor. Von Deiner Gesundheit einmal zu vernehmen, wäre mir eine überaus große Freude, wie auch ein tröstliches Schreiben, deren ich noch keines bekommen habe, zu empfangen. Was mich anbelangt, bin ich halb gesund, voller Läuse, nackend, eine armseligste Kreatur und verlassen. Falss Du es genau wissen würdest, wie es uns ergeht, einen Stein müßte es erbarmen. Wir sind als nichts geachtet, gleichgültig, ob einer krank, gesund, liegend oder stehend sei. Kein Mensch redet für's Kölnische Regiment; es sind von uns im ganzen Regiment nicht 150 Mann. Ach mein Gott, was schreibe ich Dir, wir haben heftig eingebüßt und haben keine Ehre davon. Der Feind hat uns verfolgt und uns eingeschlossen, gejagt bis nach Münster in Westphalen. Wir können weder nach hinten noch nach vorn, liegen in Leibes- und Lebensgefahr, plänkeln auch täglich mit dem Feind. Unsere Reiter halten sich frisch, haben des Feindes Bagage und Proviant bekommen. Wir liegen vor der Stadt unter freiem Himmel. Nun, in drei Monaten bin ich nicht aus meinen Kleidern gekommen, hätte ich doch nur noch Stroh unter mir. Meine Sachen mit meinem Knecht und Pferd, deren ich sechs nacheinander verlor, wohl 400 Reichstaler Schaden, sind alle fort. In Summa ist kein Glück auf dieser Seite, es ist gar nichts mehr übrig, als daß ich verliere mein junges Leben, wie es anderen täglich geschieht. Wir liegen auf der Straße wie das tote Vieh. Großen Mangel leiden wir. O Brot, o Brot, o frisches Wasser. Wenn ich das Leben hätte verwirkt, so könnte man mich nicht ärger ins Elend bannen. Ich habe ehrlich und ritterlich, wie es einem ehrlichen Fähnrich gebührt, mich noch bisher gut gehalten, aber länger ist es mir nicht möglich, und ich muß wider meinen Willen weichen und mein Fähnlein quittieren. Gleichwohl alle meine Spießgesellen sind mit mir müde und begehren ihren

[28] Ebendort, S. 346. – Allgemein zu den Resultaten der Forschungen Mehrings über den 30jährigen Krieg und die Schweden, die ja um mehr als 70 Jahre zurückliegen, ist zu sagen, daß auch die moderne schwedische Forschung sie im wesentlichen bestätigt, wenn sie auch hinsichtlich der Brandstiftung Falkenbergs sehr vorsichtig ist – aber auch Mehring ist ja nicht sehr bestimmt.

Abschied. Alle Tage reißen Soldaten aus, insbesondere Offiziere. Alle vier Tage bekomme ich ein Pfund Brot und nicht mehr. Oh, oh, oh! Es ist nicht auszusprechen, wie wir leiden. Die gemeinen Knechte haben und leben noch besser als ich. Ich muß bei meinem Fähnlein bleiben, hab' keinen Führer. Die Knechte laufen herum und bekommen wohl noch etwas. Ich habe noch kein einziges Quartier bei Bürgern oder Bauern gehabt, habe alle Zeit im Felde gelegen. Ja, wenn mir meine Sachen nicht gestohlen wären, ich wollte wohl ein Stück Geld erspart haben. Nun ist es hin. Unsere eigenen Reiter haben der Hauptleute Bagage geplündert, als selbige gesehen hatten, daß der Feind auf uns zukam und wir fliehen mußten. Nun können wir gegen den Feind nichts ausrichten, er führt wahrlich 40 Kanonen gegen uns und hat Soldaten genug, uns anzugreifen.

... Ach, ich bitte Dich abermals fußfällig und um Gottes Christi Jesu Willen, hilf mir meinen Abschied von den Herren zu bekommen, stelle die Herren Vettern an, es kostet mir sonst mein Leben, wenn wir ferner ins Land zum kaiserlichen Heer hinbeordert werden, welches gewiß ist. Dort werden wir nur für's Schanzen und als ‚Gräberfüller' gehalten, wie es jederzeit geschieht in allen Sachen, daß die kölnischen Soldaten an die vorderste Front gesteckt werden, wie auch die Fähnriche selbst zum Sturm und für die Laufgräben entgegen der Gewohnheit mit kommandiert werden. Im ganzen: ich kann's nicht länger ertragen, ja, wenn Du es wüßtest, Du würdest wahrlich betteln, damit ich los käme. Es kann leicht geschehen, wenn Du es recht anstellst; man bekommt wohl eher einen Fähnrich als sonst ...

Ach, wie warte ich mit Verlangen auf ein Antwortschreiben und man wundert sich, daß Du mir noch nicht geschrieben hast und ich keinen Brief empfangen habe. Es ist wahrlich wider Gott und alle eheliche Liebe. Habe ich Dich erzürnt, dann verzeihe mir. Hiermit, mein getreuer Schatz, viel tausendmal gute Nacht.

Datum, Münster in Westphalen, im kaiserlichen freien Feldlager vor der Stadt, geschrieben zu Pfingstmittwoch, Anno 1634.

Dein wahrhaftiger keuscher Ehemann, wie ich Dich gelassen an meinem Leib und Ehekeuschheit bis in den Tod.

Joany Christian Schneiden, armer Fähnrich unter den Feuerröhrern (= Kanonen).

P. S.

1. Meinem Hund Schamben gib meinetwegen einen guten Bissen. Oh!, läge ich so gut wie mein Hund an Deiner Seite, ich schätzte mich selig, hoffe aber zu Gott, die Zeit wiederum zu erleben. Amen.

N. B. N. B. N. B.

2. Ich muß weichen vor allen Dingen, wie Du wohl weißt, wegen des Thumbherren Walddecker und des jungen Junkers, welche unter den Soldaten sind, die mir den Tod geschworen. Ich bin eilig noch diese Stunde gewarnt worden, kannst solches den Herren andeuten. Ich muß weichen wider meinen Willen, wenn schon keine andere Ursache wäre. Ich muß mich vor Ihnen vorsehen. Wenn Du nicht eilst, daß ich meinen Abschied bekomme, so muß ich selbst sehen, wie ich's mache. Ich habe also Feinde unter den Soldaten, will ansonsten den Herren von Köln gern dienen. Ich bitte Dich um Gottes Willen, bedenk's, bedenke solche langen Briefe. Du weißt alles, so daß ich nicht mehr schreiben mag. Tue wie ein getreues Eheweib, ich bitte Dich's.

3. Ich meine, Dein Mägdlein Catharina wird sich noch ehrlich und gehorsam bei Dir aufhalten. Schreib' mir bald, mein Schatz, auch wegen des Paßzettels, dann kann ich dahin kommen.

4. Ich mag absichtlich nicht von Krieg und Feind schreiben aus dem Grunde, es wird ohnedies zweifellos genug zu Köln geprahlt, das nur halb wahr ist, wir aber erfahren es mit Schaden.

5. Meine herzallerliebste Agatha, nun siehst Du wohl, daß ich's gut mit Dir meine, weil ich Dir des Obristen-Leutnants eigene Unterschrift meinetwegen schicke, damit Du meinen Sold allezeit empfängst. Fürwahr, somit siehst Du, daß ich begehre, Dir vorzustehen wie ein ehrlicher Mann und Du wiederum ein Stück Geld mögest zusammen sparen, welches ich jetzt an meinem Leib ersparen will, was ich in Köln zuviel vertrunken habe. Ach, wie muß ich leiden. Ich gehe daher, kann mich kaum bedecken, die Kleider faulen mir am Leib, habe keine Schuhe noch Strümpfe anzuziehen, muß sehen, wie ich es mache. Erwarte getrost den Paßzettel. Ei, meine liebe Agatha, schreibe mir oft, oft, oft.

6. Diesen eingelegten Zettel wegen des Geldes gib dem Herrn Bürgermeister, damit er sieht, daß ich noch bei dem Regiment und bei meinem Fähnlein bin und keinen Zweifel hegen möge. Halte hartnäckig und alle Stunde um die Bezahlung an, mache Dich mächtig arm, daß Du nichts zu leben und ich Dir viel Schulden hinterlassen hätte.

7. Halte fleißig, Agatha, mein Bandelier-Rohr* sauber und schütze es vor dem Rost. Sage Herrn Georg und dem jungen Greifenklau viel gute Nacht, daß selbige an ihre Eltern meinetwegen gedenken.

Wöchentliche Ordinari Zeitung [Zürich] 1634. Beilage: Extra-Ordinari Zeitungen aus Frankfurt am Main vom 24. Juni."[29]

Ein Brief wie aus einer anderen moralischen Welt und doch aus der Realität des Dreißigjährigen Krieges. Gab es vieler solcher Soldaten? wohl nicht. Und wieviele solcher Soldaten wandelten sich im Laufe des Krieges, wurden abgestumpft und dann roh und brutal. Gab es aber nicht auch solche, die zunächst naiv an allen Roheiten teilnahmen und dann eines solchen Lebens überdrüssig wurden?

Und wieder andere – genau umgekehrt wie die verarmten Bauern, die aus Verzweiflung zum Militär gingen – zogen sich, nachdem sie genügend geraubt, aus dem Krieg zurück, erwarben ein verlassenes Anwesen und wurden „ganz normale Menschen" im Dorfe.

Niemand hat die Soldateska des Dreißigjährigen Krieges soziologisch untersucht, was auch schwer sein wird – aber unmöglich? Reizt ein Brief, wie der soeben zitierte, nicht dazu an? Ist er ein so einzigartiges Dokument, wie es im Augenblick scheint? doch wohl nicht?

Wie entscheidend kann es für einen Bauern und einen Handwerker sein, wenn auch nur ein einziger solcher Soldat bei ihm einquartiert ist!

Und wenn solche Soldaten, die Menschen geblieben waren, die nicht wie rohe Verwilderte dachten und handelten, doch nicht so selten waren? mußte man, wenn man von den Alltagsschrecken des Krieges spricht, nicht auch die Hoffnung der Bauernfamilie, der Handwerkerfamilie mit einschließen, daß ein solcher Soldat zu ihnen käme?

* Bandelier – ein breites Wehrgehänge, an dem im 15. und 16. Jh. Pulvertasche, Lunte, Zündkraut und Lot, später die Patronen getragen wurden. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts legte man die Patronen in einen am Bandelier befestigten ledernen Kasten, Cartouche genannt.

[29] *E. Buchner*, a. a. O., S. 70ff.

Wie wenig wissen wir noch von alledem!

Wie wenig auch noch vom „Kriegsglück" des armen Bauern! Gibt es viele solcher Fälle wie der folgende, über den wieder eine Zeitung berichtet?:

„Ulm am 22. Februar. Ebenso hält man es für gewiß, daß ein armer Bauersmann, welcher in der Stadt ein Fäßchen Branntwein kaufte, darin ungefähr drei oder vier Maß gewesen sind. Nachdem nun erwähnter Bauer damit nach Hause gewollt, haben ihn auf der Straße etliche Soldaten, darunter zwei zu Roß, angehalten. Es hat aber dieser arme Mann so inständig gebeten, sie sollten ihn doch gehen lassen, denn er trage kein Geld oder andere köstliche Sachen bei sich, sondern nur Branntwein, um sich, sein Weib und seine kleinen Kinder damit zu ernähren. Diese Soldaten wollten aber von dem Bauern ganz und gar nicht lassen, sondern haben ihre Pferde an einen Baum gebunden und mit Gewalt ihm das Fäßchen genommen und getrunken. Nachdem nun noch etwas darinnen übrig war, sagte er zu ihnen, sie sollten's ganz austrinken. Der Bauer aber, als er gesehen hatte, daß sie alle betrunken und niedergefallen waren, faßte frischen Mut, ging hin, löste die Pferde vom Baum und ritt in schneller Eil' auf und davon. Darunter hatte ein Pferd ein Felleisen gehabt, worin bis zu 900 fl. waren, und er hatte alles davon gebracht.

Wöchentliche Ordinari Zeitung, [München] 1628. Nr. 9."[30]

Und wie steht es mit der Beraubung gefallener Soldaten, nachdem die Truppen abgezogen? natürlich, wenn Zeit war, besorgten das die „Kameraden". Wenn aber keine Zeit war? ich habe keinen Bericht gesehen, der uns von glücklichen Funden der zurückgebliebenen Bauern oder Stadtarmen Meldung macht, es sei denn von ein paar einzelnen Golddukaten hier und da.

Wie wenig konkret ist in so mancher Beziehung noch unser Bild vom Dreißigjährigen Krieg, wenn es sich nicht um die Quälereien und Grausamkeiten der Soldateska handelt!

Wenn wir die Situation in der Landwirtschaft und die Lage der Bauern während des Dreißigjährigen Krieges untersuchen, müssen wir stets der Mahnung Abels gedenken: „Der Historiker, der geneigt ist, die Not der langen Kriegsjahre in Deutschland in einige wenige Sätze einzufangen, übersieht zu leicht die großen Unterschiede, die sich aus dem raschen Wechsel der vom Krieg unmittelbar berührten Gebiete und – fast noch wichtiger – aus dem Wechsel der Ernten ergaben."[31]

Doch zusammenfassend kann man mit Abel über den Zustand der Landwirtschaft sagen: ;„Im allgemeinen waren die Getreidepreise bis zur Jahrhundertmitte in Mitteleuropa hoch. Doch überdeckten diese hohen Preise sehr verschiedene landwirtschaftliche Zustände. Während in England und weiten Teilen Frankreichs sich der agrare Aufschwung des vergangenen Jahrhunderts in ungeminderter Kraft fortsetzte, brachte in Deutschland der Dreißigjährige Krieg trotz hoher Preise einen völligen Zusammenbruch der Landwirtschaft."[32]

Im einzelnen sah die Situation jedoch nicht nur von Gegend zu Gegend, sondern auch chronologisch sehr verschieden aus. Abel erklärt: „Die ersten Kriegsjahre zeich-

[30] Ebendort, S. 44f.

[31] *W. Abel,* Massenarmut, a. a. O., S. 151.

[32] *W. Abel,* Agrarkrisen, a. a. O., S. 145.

neten sich auf den Märkten der Agrarprodukte nicht ab. Die Preise, die sich von dem Tiefstand der Jahre 1605–1607 wieder erholt hatten, hielten sich auf annähernd gleicher Höhe, bis die ‚Kipper- und Wipperzeit' einsetzte. Durch das Beschneiden der Münzen und andere Manipulationen sank der Silbergehalt der Münzen in vielen Territorien Deutschlands auf 10 v. H. und weniger, und in solchem schlechten Geld stiegen auch die Preise. Doch fiel die erste nicht nur nominale, also nicht nur durch Geldverschlechterung bewirkte Teuerung erst in die Jahre 1624/25, die zweite, noch viel schlimmere, in die Jahre 1637/38. Dazwischen gab es Zeiten niedriger, ja nach Meinung nicht weniger Ritter und Bauern zu niedrige Preise."

Interessant ist die Veränderung der Roggen- und Weizenpreise. In Jahren guter Ernten fielen die Roggenpreise tiefer als die Weizenpreise, während sie in Notzeiten nur ebenso hoch stiegen, woraus Abel ganz richtig schließt: „Das bedeutet, daß in der Not die unterschiedlichen Geschmackswerte von Roggen- und Weizenerzeugnissen keine Rolle spielten; man sah nur darauf, den Magen zu füllen, während bei niedrigem Preisstand die Verbraucher wieder das schmackhaftere Weizenprodukt vorzogen."

Über die besonderen Teuerungsjahre berichtet Abel:

„Im einzelnen ist festzustellen, daß schon die Preise des Jahres 1625, obwohl sie später weit übertroffen wurden, den Zeitgenossen exzeptionell hoch erschienen. Im Sollingstädtchen Dassel gibt es drei Steine, Roggensteine genannt, die den Preis des Roggens angeben. Der erste Stein stammt aus dem Jahre 1557, der zweite aus dem Jahre 1625 (und der dritte aus dem Jahre 1923). Im Jahre 1625 bekundeten die beiden Kämmerer der Stadt, Hinrich Reckersch und Caspar Rover, daß der Roggen in Dassel 3 Reichstaler gegolten habe. Man hielt dies Ereignis für würdig, es der Nachwelt auf einem Stein zu überliefern. Aber weit schlimmer war doch die Teuerung des Jahres 1637/38. Es sind aus diesen Jahren einige Briefe des Generals van Werth erhalten, der mit seinen Truppen vor der Festung Hermannstein (Ehrenbreitstein) lag. Als der General von seinem Kriegsherren, dem Kurfürsten von Bayern, den Befehl erhielt, vom Rhein mit seinen viertausend Mann nach Burgund zu ziehen, meldete er, daß er sein Volk nicht ohne Brot durch ein Land ziehen lassen könne, ‚da viele tausend Menschen Hungers gestorben sein und keine lebendige Seel auf viele Meilen Wegs vorhanden ...' Man habe die Dörfer und Ämter der Pfalz und des Landes Baden um Lebensmittel angreifen müssen ‚aus höchster Not und Armut, da man die Regimenter nicht zumal sterben und verderben lassen wolle ..., wobei sie also ausgesogen, daß nichts als verwüstete und abgerissene Häuser aller dieser Orte mehr zu finden und die armen wenig vorhandenen Untertan diesen Winter noch selbst Hungers sterben müssen'. Der General blieb an Ort und Stelle, und als der Winter kam, ließ er sich also vernehmen (Dezember 1637): ‚... daß auch oftmals die Reiter sowohl als die Musketiere, wann immer zehn oder zwölf Tage keinen Bissen Brot gehabt, mit den an abscheulichen Seuchen gestorbenen Pferden sich gespeiset.' ...

Doch dürfen solche Notjahre nicht über den ganzen Krieg hin ausgebreitet werden (wie es in der populären Literatur vielfach geschieht). Nach Jahren der Teuerung stellten sich niedrigere Preise ein, und wenn auch nun der Städter aufatmen mochte, so fühlte sich doch der Landwirt bedrängt. Im Herbst 1645 baten die märkischen Stände ihren Kurfürsten, von ihnen statt der Kontributionen (in Geld) Korn zu nehmen. Das lehnten die Geheimen Räte ab, weil man Korn billiger auf den Märkten einkaufen könne. Darauf schrieben die Herren der Ritterschaft abermals und klagten, daß der Landwirt bei den Preisen, die man ihm in den Städten biete, nicht bestehen könne: man

lasse sie und ihre Untertanen mit den Kornfuhren ein bis zwei Tage auf den Märkten halten. Wenn wirklich ein oder der andere Bürger sich zum Kauf bequeme, so biete er für den Scheffel Roggen 6, 7, höchstens 8 Groschen. So langten drei bis vier Scheffel Korn kaum hin, um ein Paar Schuhe in der Stadt zu kaufen. Dagegen verkaufe der Brauer das Bier nach wie vor für 2 oder 3½ Taler die Tonne, so daß er für die Gerste recht gut auch den doppelten Preis zahlen könne. Diesen Klagen verschloß sich der Kurfürst nicht. Es sei ‚eine handgreifliche Ungerechtigkeit, daß das Korn um gar einen so geringen Preis dahingegeben, aber den Brauern und Handwerkern ihre Waren im vorigen alten Preis gezahlt werden sollen'. Er forderte seine Räte auf, für die Aufstellung gerechter Taxen sowohl für Getreide als auch für alle anderen Waren zu sorgen. Doch steht dahin, ob solche Aufstellung erfolgte und, falls dies geschehen sein sollte, ob die fürstlichen Gebote auch befolgt wurden. ‚Die Hauptursache des sehr niedrigen Getreidepreises', so lautete bereits ein Gutachten des Berliner Geheimen Rates aus dem Jahre 1645, ‚besteht eigentlich darin, daß fast alle Städte, wenige ausgenommen, verwüstet sind und keines Kornes vom platten Lande bedürfen, sondern den Bedarf ihrer wenigen Einwohner auf eigenem Boden decken ...'* Dagegen ließ sich durch Preistaxen wenig ausrichten."[33]

Auch bei schlechten Ernten können die Preise sinken, weil die Zahl der Menschen noch stärker gesunken ist als die Getreidemenge!

Von allergrößter Bedeutung wurde der Krieg für die Struktur der Landwirtschaft. Franz schildert:

„Allerorten in Altdeutschland westlich der Elbe behauptete sich trotz des Krieges und aller Einbußen das Bauerntum. Das Verhältnis zwischen Bauernland und Großgrundbesitz wurde nicht verschoben. Das Bauerngut blieb über alle Nöte hinweg die vorherrschende Betriebsform. Ganz anders liegen die Verhältnisse in Ostdeutschland. Hier bedeutete der Krieg die entscheidende Etappe auf dem Wege zur Gutsherrschaft, zur Vernichtung eines selbständigen Bauerntums und seiner Herabdrückung in die Erbuntertänigkeit oder auch Leibeigenschaft.

Im Amt Beeskow in der Mark Brandenburg war im Kriege in den Amtsdörfern die Zahl der Bauern um 28%, in den adligen Dörfern aber um 75% zurückgegangen, 281 Bauernhufen wurden nachweislich zum Herrenland gezogen. In 12 von 26 Adelsdörfern verschwanden während des Krieges alle Bauern. Vielfach wurden aus Bauernstellen Kossätenstellen gemacht. In Krügersdorf wurde selbst das Schulzengericht eine Kossätenstelle. ...

Anders war es in Mecklenburg und Pommern, soweit dieses zu Schweden gehörte. Im Kreise Malchin gab es 1570 keinen Ort ohne Bauernstellen. 1655 aber hatten von 138 Dörfern 20 überhaupt keine Bauern mehr, in 76 Dörfern saßen weniger als 5 Bauern, während 100 Jahre zuvor nur in 10 Dörfern weniger als 6 Bauernstellen vorhanden waren. Jetzt gab es umgekehrt nur noch in 10 Dörfern mehr als 10 Bauern. Gerade die großen Bauerndörfer hat der Krieg vernichtet. ...

So hat der Krieg in Ostdeutschland den alten Bauernstand der Landnahmezeit weitgehend vernichtet. Die Entwicklung war nicht durch den Krieg ausgelöst, sie hatte sich seit dem ausgehenden Mittelalter angebahnt, aber der Krieg hat sie entscheidend gefördert. Nicht mehr das Bauerngut, sondern das Rittergut bestimmte die Agrarstruktur.

[33] Ebendort, S. 148f.

* Die obigen Nachrichten wurden von *W. Naude,* Die Getreidehandelspolitik der europäischen Staaten vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, in: Acta Borussica, 1896, entnommen.

Der Bauer wurde im Osten wirklich zum rechtlosen und geplagten Untertan seiner Gutsherren. ... Fortan zerfiel Deutschland in das Bauernland westlich und das Gutsland östlich der Elbe. Von einer einheitlichen Entwicklung des Bauernstandes kann man jetzt nicht mehr sprechen."[34]

Franz hat recht, daß der Dreißigjährige Krieg die Entwicklung der Gutsherrschaft im Osten ganz außerordentlich beschleunigte und daß Deutschlands Landwirtschaft sich hinfort teilte in die Gutsherrschaft und relativ wenig „eigenes" Bauernland im Osten sowie die Grundherrschaft und relativ viel „eigenes" Bauernland im Westen.

Daß aber der Bauer „zum rechtlosen und geplagten Untertan" nur im Osten wurde, trifft nicht zu. In dieser Beziehung war die „Entwicklung des Bauernstandes" keineswegs so uneinheitlich, wie Franz es hier darstellt. Man höre etwa Wittich über Nordwestdeutschland:

„Da brach in demselben Jahre der dreißigjährige Krieg aus. Er erreichte schon 1623 die niedersächsischen Lande, und zwar zunächst den Süden, dehnte sich seit 1626 auch über den Norden aus und verheerte seitdem bis wenige Jahre vor dem Friedensschluß sämtliche braunschweig=lüneburgische Territorien in der furchtbarsten Weise.

Die Folgen dieser Kriegsereignisse waren für die bäuerlichen Verhältnisse sehr bedeutungsvoll.

Zunächst schwollen Steuern und Lasten der Bauernhöfe in bisher unerhörter Weise an. Wenige Jahre vor Ausbruch des Krieges hatten die Landstände in fast allen niedersächsischen Territorien beträchtliche Schulden des Landesherrn zur Verzinsung und Tilgung übernommen. Zu diesem Zweck wurden die Schatzgefälle eingeführt. Überall ruhten sie hauptsächlich auf der bäuerlichen Bevölkerung. Prälaten und Ritterschaft hielten sich persönlich und für die von ihnen unmittelbar besessenen und bewirtschafteten Güter ganz frei davon. Im Süden wurde diese Steuer vom pflichtigen Land, Vieh und Personen erhoben; die Personalsteuer war nach den Höfeklassen abgestuft. Im Norden lag sie nur auf dem den pflichtigen Personen, d. h. den Bauern, gehörigen Vieh. Die Gemeinden mußten sie direkt an die landständischen Steuerbeamten abliefern.

Bei Ausbruch des Krieges stand dieser Steuerfuß fest.

Freund und Feind begannen nun Kontributionen zum Unterhalt der Heere über das Land auszuschreiben. Überall knüpfte man zur Verteilung dieser Lasten an den bestehenden Steuerfuß an, in Lüneburg verteilte man, als selbst der dreifache Viehschatz nicht mehr hinreichte, die Kontribution einfach nach den Höfeklassen. Immer hielten sich Adel und Prälaten persönlich und für ihre Güter frei. ...

Infolge dieses furchtbaren Steuerdruckes und sonstiger Drangsale des Krieges begannen die Höfe wüst zu werden. Bald gaben die Meier ihre Güter freiwillig auf, bald wurden sie wegen Zinsrückstand abgemeiert oder kamen wegen Nichtleistung der Abgaben oder sonstiger Ursache in Konkurs, bald fielen sie mit ihren Familien den kriegerischen Ereignissen zum Opfer. Selbst diejenigen, die sich auf den Höfen erhielten, kamen in die größte Bedrängnis. Völlig verarmt fristeten sie ein kümmerliches Leben, größere Ausgaben, besonders die Steuern, wurden durch Veräußerung der Ländereien bestritten, nach einem grundherrlichen Konsens fragte niemand mehr.

Die von Haus und Hof getriebenen Bauern aber gingen wohl selbst unter die

[34] *G. Franz*, Bauernstand, a. a. O., S. 178f.

Soldaten oder trieben sich als Bettler, Räuber und Diebe im Land umher. Die meisten blieben als Häuslinge oder Anbauer im Dorf zurück und ernährten sich entweder ebenfalls vom Diebstahl oder Tagelohn ..."[35]

Es kann also gar nicht die Rede davon sein, daß die Lage der Bauern zwar unter der Gutsherrschaft grausam ungünstig, im übrigen Deutschland aber erträglich war. Vielmehr muß man feststellen:

Das Los des Bauern, seine gesellschaftliche Position gestalteten sich im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges in ganz Deutschland ungünstig. Es waren verschiedene Eigentumsstrukturen, in denen er bedrückt und ausgeplündert wurde. Aber die Bedrückung und Ausplünderung waren überall größer als vor dem Kriege.

Dabei darf man auch folgendes nicht übersehen: „Es zeigt die Dialektik der Entwicklung, wenn die juristischen Grundlagen der zweiten Leibeigenschaft bereits unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg vom Territorialstaat ausgebaut wurden, und zwar überall, unabhängig von der Stellung des Landesherrn, weil in dieser Frage die Interessen von Landesherr und Adel identisch waren, während die allgemeine Anwendung und Durchsetzung dieser in den Landesordnungen fixierten Bestimmungen nur allmählich möglich wurde. Die Feudalherren konnten nämlich, angesichts der Notwendigkeit, die Zerstörungen des Krieges zu überwinden und die agrarische Produktion in regelmäßigen Gang zu bringen, gegen die Bauern solange nicht mit äußerster Schärfe vorgehen, als die ungeheuren Menschenverluste nicht ausgeglichen waren. Die Klasseninteressen der Feudalherren machten es notwendig, die bäuerliche Aktivität in der Produktion zunächst nicht durch Erpressung einer maximalen Rente zu hemmen. Um die Wende vom 17. zum 18. Jh. erst gingen die Feudalherren dazu über, höhere Renten zu fordern, in den Gebieten der Gutsherrschaft verbunden mit dem Ausbau ihrer Eigenwirtschaften. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf die örtlichen Institutionen immer wieder aktiv gegen die Bauern eingreifen mußten."[36]

Vielleicht kann man sagen: es gab zwei Schwerpunkte besonders starker und nach dem Dreißigjährigen Krieg besonders eiliger Überbelastung der Bauern bzw. gar ihrer Enteignung: den Osten Deutschlands (mit vielfacher Enteignung) und die Gebiete im übrigen Deutschland, die bevölkerungsmäßig am wenigsten gelitten hatten – sei es durch relativ wenig Tote erfordernde Kriegshandlungen, sei es durch relativ geringe Pestverluste, sei es durch Zuwanderungen.

Wenn Engels meinte, daß die Lage des Bauern sich nach dem Bauernkrieg nicht mehr verschlechtern konnte, weil er schon vorher im allgemeinen nur „das Minimum von Subsistenzmitteln, das zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung der Bauernrasse erforderlich war", erhielt, so blieb dem Bauern jetzt nicht selten weniger als dieses Minimum, er mußte nicht selten als Bauer aufgeben, er lebte kürzer, wurde weniger widerstandsfähig, mit einem Wort, „die Bauernrasse" begann zu verkommen, physisch und materiell.

Schauen wir noch einmal ganz konkret an, was für ein Anblick sich uns bieten kann: „Mit Jammer sahe ich da von der Höhe hinab in einen nahgelegenen Weyer,

[35] *W. Wittich,* Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland, Leipzig 1896, S. 395ff.

[36] *G. Heitz,* Der Zusammenhang zwischen den Bauernbewegungen und der Entwicklung des Absolutismus in Mitteleuropa, in: „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", Sonderheft, XIII. Jg. 1965, Berlin, S. 82.

in welchem weil das Wasser abgelassen vnnd der Weyer trucken lag, vier Bawren als Pferde an einem Pflug gespannen, zu Acker fuhren, daß mir dann Hertz vnd Augen übergiengen auß Erbärmde, weil ich sahe, wie übel die elende Leute ihr Leben erhalten musten vnd doch noch so grawsamlich vmb Geld gemartert wurden, aber ich durffte mich einigen Mitleidens nicht anmassen offentlich."[37]

Was die Entwicklung in den Städten betrifft, so schildert Gustav Freytag:

„Wie der Krieg in den Städten zerstörte, lehrt jede Stadtchronik. Zuerst schlug die Unordnung der Kipperzeit tiefe Wunden in Wohlstand und Sittlichkeit. Dann kamen die Leiden, welche auch entfernter Krieg auf den Bürger legt, Nahrungslosigkeit und Theuerung. . . .

Näherten sich aber die Heere einer Stadt, dann hörte der Verkehr mit der Landschaft fast ganz auf, dann wurden die Thore sorgfältig bewacht, die Bürger erhielten sich von den aufgesammelten Vorräthen. Die Bedrückungen und Erpressungen begannen, Durchmärsche, Einquartierung befreundeter Heere mit allen ihren Schrecken. Noch ärger hausten die durchziehenden Feinde. Jede Art von unsicherer Schonung mußte erkauft werden. Es war Gnade des Feindes, wenn er nicht anzündete, nicht den Stadtwald niederschlug das Holz zu verkaufen, nicht die Stadtbibliothek auf seine Troßwagen warf; Alles, was zum Raube einlud, die Orgel, die Kirchenbilder, mußte ausgelöst werden, sogar die Kirchglocken, welche nach Kriegsbrauch der Artillerie gehörten. Waren die Städte nicht im Stande den Forderungen der Kriegsobersten zu genügen, dann wurden die angesehensten Bürger als Geiseln mitgeschleppt, bis die auferlegte Summe bezahlt wurde.

Galt eine Stadt aber für fest genug, um dem feindlichen Heere Widerstand zu leisten, dann wurde sie beim Herannahen des Feindes mit Flüchtlingen gefüllt, deren Zahl so hoch stieg, daß an ein Unterbringen bei Bürgern gar nicht zu denken war. In Dresden z. B. kamen 1637 nach der Einnahme von Torgau in drei Tagen, vom 7ten bis 9ten Mai, zwölftausend Wagen mit flüchtigem Landvolk an. Umschloß der Feind den überfüllten Ort, dann raste um die Mauern der Kampf und innerhalb nicht weniger gefräßig Elend, Hunger und Krankheit. . . . Die Bilder der Hungersnoth, einer Noth, wie sie damals viele Städte erlebt haben, sind zu greulich, um dabei zu verweilen. Als in Nördlingen ein Mauerthurm von den Belagerern eingenommen war und die Bürger selbst ihn ausbrannten, stürzten sich hungernde Weiber über die halbgebratenen Leichname der Feinde und trugen Stücke derselben für ihre Kinder nach Hause. . . .

Allerdings gab es für jede Stadt jahrelange Zwischenräume verhältnismäßiger Ruhe, und die – nicht zahlreichen – Ortschaften, welche nur einmal im Kriege zerschlagen wurden, vermochten sich wol wieder zu erholen. Aber das Fürchterlichste von allem war die zweite, dritte, vierte Wiederholung des alten Leidens. Leipzig wurde fünfmal belagert, Magdeburg sechsmal, die meisten kleineren Städte noch öfter mit fremden Soldaten gefüllt. So verdarben die großen Städte wie die kleinen."[38]

So, wenn die Truppen kamen.

Aber wie oft fürchtete man nur ihr Kommen, bereitete sich voll Angst auf ihren Anmarsch und Einzug vor! und dann atmete man befreit auf, wenn das Befürchtete nicht eintraf.

[37] *H. M. Mascherosch*, a. a. O., S. 265.
[38] *G. Freytag*, a. a. O., Bd. 20, S. 196ff.

Bis ein neues Gerücht oder auch aus der Ferne berichtete Tatsachen von neuem Angst und Schrecken in der Stadt verbreiteten.

All das hemmte das Wirtschaftsleben, das gesamte Gesellschaftsleben in der Stadt.

Sollte man noch einen neuen Tisch beim Tischler, ja auch nur ein neues Paar Schuhe beim Schuster bestellen, wenn morgen der Feind kommen kann und den Tisch zum Feuermachen zerschlägt, die Schuhe für sich oder seine Frau mitnimmt?

Sollte man noch Pfeffer aus der Fremde bestellen, wenn er wahrscheinlich gar nicht eintreffen würde? Sollte man selbst dem angesehensten Manne der Stadt noch Geld leihen, wenn er morgen als Geisel fortgeführt und sein Hab und Gut vom Feind beschlagnahmt werden kann?

Nicht nur die Kriegshandlungen von Feind und Freund, schon allein die Furcht vor ihnen legten sich wie ein schwerer Druck auf das Wirtschaftsleben der Stadt.

Wie gestaltete sich unter solchen Verhältnissen das Leben der Werktätigen in den Städten?

Wenn man allein bedenkt, daß in all diesen Jahren die Lohnverordnungen bzw. Lohntaxen zumeist unverändert blieben, während die faktisch gezahlten Löhne uns leider nicht überliefert sind, wird jeder verstehen, wie schwer sich Aussagen machen lassen. Es wäre aber wohl nicht falsch, folgendes allgemein festzustellen:

Erstens: Altbekannte Ursachen, wie der Ausfall der Ernte, steigende oder sinkende Lebenshaltungskosten spielten oft eine weit geringere Rolle für die Lage der Werktätigen in den Städten als Mangel an landwirtschaftlichen Produkten infolge von Landflucht und kriegsbedingter Brache des Landes.

Zweitens: „Friedliche" Besetzung von Städten oder gar ihre Erstürmung im Kriege hatten einen weit größeren Einfluß auf die Lage der Werktätigen als die Gestaltung ihrer Löhne.

Drittens: Der inflationäre Prozeß, eingeleitet durch die „Kipper und Wipper" in einer Reihe von Territorien, wird als Ursache der Teuerung der Jahre 1620–1623 überschätzt.

Zunächst sei zu dem letzteren Punkt noch mehr gesagt, da er vielfach, auch in unserer Literatur, falsch behandelt wird. So heißt es zum Beispiel in „Klassenkampf Tradition Sozialismus": „In zahlreichen Städten erhoben sich Anfang der zwanziger Jahre Bürger gegen die Nutznießer der Preissteigerungen, die durch die von den Fürsten betriebene Münzverschlechterung verursacht wurden."

Natürlich wurde in einzelnen Orten und Gegenden der Edelmetallgehalt der Münzen, zum Teil sehr stark, verringert. So schreibt Abel: „Der Umlauf des schlechten Geldes wuchs. ‚Schlechtes Geld verdrängt das gute', stellte schon der englische Finanzpolitiker Gresham (um 1570) fest. Das gute Geld wurde aufgekauft, eingeschmolzen und mit geringerem Feingehalt wieder in den Verkehr gebracht. Landesherren, Städte und die sog. ‚Heckenmünzer', die teils im verborgenen, teils aber auch in aller Öffentlichkeit Münzen schlugen, nahmen hieran teil. In einer verlorengegangenen, nur in Auszügen noch bekannten Chronik des Straßburger Lizentiaten der Jurisprudenz Jacques Trausch ist zu lesen*: ‚Es hat aber 1622 die Steigerung des Geldes von Tag zu Tag zugenommen, und die ehrliche Gesellschaft der Kipper und Wipper aufkommen, welche in der Stadt umgelaufen, nicht allein in den Häusern, sondern auch auf den Gassen und

* Les chroniques de *Jacques Trausch* ..., in: Mitt. d. Ges. f. Erhaltung der gesch. Denkmäler im Elsaß, II, 15, 1890, S. 49f.

Märkten den Leuten das alt und gut Geld abgewechselt, granaliert oder geschmelzt und auf die Münze verführet, sodann alsobald schlecht Geld daraus gemacht hat. Es haben sich auch etliche Weiber Wechseldischlen oder Bäncklin auf S.-Martinsplatz gestellt, so aber vom Rat alsobald abgeschafft worden ...' "[39]

Aber gleichzeitig stellt er fest: „Die Getreidepreise stiegen auch in Ländern mit nicht inflationiertem Geld, z. B. in Languedoc der Weizenpreis (in Gramm Silber) von 38,76 im Jahr 1615/1616 auf 67,20 im Jahr 1622/1623, in Beauvais (in Sols) von 28,2 im Jahr 1619/1620 auf 46 im Jahr 1622/1623. Es ist sogar denkbar, daß die Minderernten, denen gegenüber das Geld ‚knapp' wurde, zur Münzverschlechterung und zu der Vermehrung des Geldes beitrugen."[40]

Ebenso bemerkt Elsas einerseits: „Der aufwärtsgerichtete Preiszug im Anfang des 17. Jahrhunderts unterscheidet sich in Frankfurt im wesentlichen dadurch von den Städten München, Augsburg, Würzburg, daß die Kipperjahre 1622/1623 zwar ebenfalls sehr hohe Preise zeigen, jedoch der Preisanstieg geringer ist als in anderen Orten. Dies geht auf die Währungsverhältnisse Frankfurts zurück, wo man mit Erfolg bestrebt war, die Geldverschlechterung einigermaßen in Grenzen zu halten. Das hatte zur Folge, daß in Frankfurt das Maximum der Preise nicht in die Kipperjahre fällt, sondern in das Jahr 1636, in dem Frankfurt furchtbar unter Krieg und noch mehr unter Seuchen zu leiden hatte."

Und andererseits: „Von welcher Seite wir auch immer die Preissteigerung von Getreide und von anderen Nahrungsmitteln im 16. Jahrhundert betrachten, sie kann nicht ausschließlich und nicht einmal vorwiegend auf monetäre Ursachen zurückgeführt werden. In noch höherem Grade trifft dies auf den großen Rückgang der Preise des Getreides und anderer Waren im zweiten und dritten Viertel des 17. Jahrhunderts zu."

Im übrigen waren, zum Teil stärkere, Geldverschlechterungen auch lange vor der Kipper- und Wipperzeit zu Anfang der zwanziger Jahre üblich. Elsas gibt folgende Übersicht[41]:

Silberäquivalent

	gr. Feinsilber	gr. Feinsilber	Verringerung des Silbergehalts in Prozenten
Augsburg	1509	1600	
Rechnungs-Pfennig	0,127	0,088	1509–1600 = 30,7
Würzburg	1506	1600	
Rechnungs-Gulden	26,45	22,90	1506–1600 = 13,4
Frankfurt	1500	1598	
Pfund Heller	22,08	19,49	1500–1598 = 11,8
Leipzig	1565	1600	
Meißnischer Gulden	23,03	22,73	1565–1600 = 1,3
Speyer	1521	1600	
Rechnungs-Pfund	24,75	18,56	1521–1600 = 25,0

[39] *W. Abel,* Massenarmut, a. a. O., S. 143. [40] Ebendort, S. 144.

[41] *M. J. Elsas,* Umriß einer Geschichte der Preise und Löhne in Deutschland, Zweiter Band, Teil B, Leiden 1949, S. 6f., 89, 88f.

Goldäquivalent
(Über den Rheinischen und Ungarischen Gulden errechnet)

	Zentigramm	Zentigramm	Verringerung in Prozenten
München	1500	1600	
Pfennig	1,22	0,82	1500–1600 = 33,0

Der ganz außerordentlichen Stabilität des Meißnischen Guldens stand die relativ starke Münzverschlechterung in Augsburg und München gegenüber.

Über die Auswirkungen der „Kipper- und Wipperzeit" auf Löhne und Gehälter bemerkt Abel: „Die Kaufkraft breiter Einkommensschichten sank. Die Löhne hinkten hinter den Preisen nach. Ähnliches gilt von Renten, Stipendien, Sporteln. Arbeiter und Beamte, Pfarrer und Schulmeister klagten, die Jugend verlor sich von den Schulen und Universitäten, und in die bitterste Not gerieten die Witwen und Waisen. Das bezeugen viele Klageschriften in der sog. Kipper- und Wipper-Literatur, die bereits Gustav Freytag und Wilhelm Roscher auswerteten und F. Redlich nochmals überprüfte. Bezeichnend ist auch das Erscheinungsjahr dieser Schriften. Von den 23 Publikationen, die Roscher aufführte, erschien nur eine im Jahr 1620. Es folgten 10 im Jahr 1621 und 8 im Jahr 1622, als die Münzverschlechterung rapide zunahm. Dann erschienen nur noch Nachläufer: eine Schrift im Jahr 1623 und drei im Jahr 1624."[42] Jedoch darf man eben nicht vergessen, daß es sich nur um lokal begrenzte Auswirkungen von lokal begrenzten Münzverschlechterungen handelt.

Wie aber gestaltete sich die Entwicklung in der übrigen Zeit des Krieges, wie verhielten sich die Entwicklung der Preise der wichtigsten Nahrungsmittel und der Löhne?

Ich glaube, es hat überhaupt keinen Sinn, diese Frage allgemein zu stellen, da die Situation so außerordentlich verschieden je nach den Kriegsereignissen war. Bisweilen wurde bei Besetzung einer Stadt praktisch überhaupt nicht gearbeitet, und die Lohnangaben, die wir haben, sind sinnlos. Vielfach wurde je nach den Umständen über oder unter den Lohntaxen gezahlt. Auch die Preisangaben sind in Kriegszeiten viel unzuverlässiger als sonst.

Trotzdem bleibt es natürlich wichtig, alle Angaben über Preise und Löhne, die wir finden, weiter zu sammeln, aber es ist einfach naiv, wenn Elsas so über die Entwicklung von Preisen und Löhnen in einigen Städten ohne entsprechenden Kommentar berichtet:

Frankfurt am Main, erste Hälfte des 17. Jahrhunderts:

„In den nachfolgenden Jahren des Preisabstiegs bis 1657, fallen die Nahrungsmittelpreise am stärksten. Roggen sinkt auf ein Viertel des früheren Preises, Weizen und Erbsen auf ein Drittel, Fleisch auf zwei Drittel was es vorher gekostet hatte. Der Salzpreis geht auf unter die Hälfte zurück und Bier auf drei Viertel. Flachs fällt nur um 10% im Preis, und Barchent weist sogar eine Preiserhöhung um 20% auf. Der starke Rückgang der Nahrungsmittelpreise mag darin seine Erklärung finden, daß infolge des großen Bevölkerungsverlustes durch den Dreißigjährigen Krieg die Nahrungsmittel in geringerer Entfernung der Stadt zur Versorgung der Bevölkerung ausreichten, und somit der Grenznutzenpreis ein niedriger war.

[42] *W. Abel,* Massenarmut, a. a. O., S. 144.

In der gleichen Zeit sind die Löhne gestiegen. Die Löhne der Opperknechte betrugen 1650 mehr als das Doppelte wie vor dem Dreißigjährigen Krieg. Bei den Arbeiterkategorien, für die eine Lohntaxe für 1623 vorlag, wie bei Zimmerleuten und Maurern, zeigt die Taxe von 1654 eine erheblich geringere Steigerung; die Erhöhung beträgt nur rund ein Viertel. Das gleiche gilt für Weinbergarbeiter bis zum Jahre 1644. Die Lohntaxe von 1654 zeigt im letzteren Fall sogar einen Rückgang; die Löhne der Weinbergarbeiter und -Arbeiterinnen senken sich in diesem Jahr wieder auf den Stand von 1623.

Auch in den Fällen, in denen nur eine geringe oder überhaupt keine Steigerung eingetreten ist, hat der Reallohn in dieser Periode durch den Rückgang der Preise erheblich zugenommen; und wenn man die Jahre von 1512 und 1657 vergleicht, so ist festzustellen, daß das Zurückbleiben der Löhne im 16. Jahrhundert in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder ausgeglichen wurde."

Speyer: „In der Preisabstiegsperiode nach der Kipperzeit bis zum Jahre 1657 haben sich in Speyer die Getreidepreise auf rund ein Viertel gesenkt, die Fleischpreise auf zwei Drittel, der Butterpreis auf ein Drittel, der für Kalbfelle auf zwei Drittel, der für Zwilch nur um 10%. In der gleichen Zeit stiegen die Mäherlöhne auf das $1\frac{1}{4}$-fache, die Drescherlöhne auf das $1\frac{1}{2}$-fache und die Heuarbeiterlöhne auf das $1\frac{1}{3}$-fache. Auch hier, wie in Frankfurt, finden wir, wohl aus den gleichen Gründen, einen starken Anstieg der Reallöhne im Dreißigjährigen Krieg."

Leipzig: „In Leipzig zeigt die Periode zwischen 1580 und 1621 einen Preisanstieg, für Roggen und Weizen auf das $2\frac{1}{3}$-fache, für Erbsen auf das $2\frac{1}{2}$-fache, für Butter auf das Zweifache, Fleisch und Salz auf das Dreifache, Bier auf das $1\frac{1}{2}$-fache und Kalbfelle auf knapp das Dreifache. Die Löhne für Drescher stiegen in dem gleichen Zeitraum auf rund das $1\frac{1}{2}$-fache; und die gleiche Lohnsteigerung finden wir bei Zimmerleuten. Die Mägdelöhne erhöhten sich in dieser Zeit auf das $1\frac{1}{3}$-fache.

In der nachfolgenden Abstiegsperiode bis 1657 gehen Weizen und Roggen auf $\frac{1}{4}$, Erbsen auf $\frac{1}{5}$, Fleisch und Kalbfelle auf rund die Hälfte und Bier auf $\frac{4}{5}$ der Ausgangspreise zurück. Bei den Mägdelöhnen im Johannis-Hospital bleiben die Löhne ganz unverändert, während sich die der Zimmerleute etwa um ein Viertel erhöhen. Wir haben also in dieser Periode, soweit sich aus dem vorhandenen Material Schlüsse ziehen lassen, in Leipzig die gleiche Entwicklung wie in andern Städten, nämlich eine Steigerung des Reallohns."[43]

Aus den von Elsas gegebenen Daten über die Entwicklung von Preisen und Löhnen schließen zu wollen, daß sich die materielle Lage der Werktätigen in den Städten verbessert hat, wäre aus den zuvorgenannten Gründen unsinnig – was natürlich nicht ausschließt, daß sich ihr Lebensstandard in einigen Jahren wirklich gehoben hat, während er in anderen Jahren stark abgesunken ist.

Allgemein würde es mir nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß der Lebensstandard in der übergroßen Mehrzahl der Städte während des ganzen Krieges niedriger war als im Durchschnitt der dem Dreißigjährigen Krieg vorangehenden Jahrzehnte.

Noch einiges sei zur Charakterisierung der Situation und Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges an Hand von Forschungsergebnissen über die unmittelbaren Folgen gesagt.

[43] *M. J. Elsas*, a. a. O., S. 68ff.

Innerhalb der herrschenden Klassen auf dem Lande fanden einerseits beachtliche Umschichtungen, andererseits wirkliche Verarmung statt. So stellte Mager für Mecklenburg fest: „Der Dreißigjährige Krieg gab den Anlaß zu starken Besitzverschiebungen innerhalb der ritterschaftlichen Bezirke. Auch der grundherrliche Adel hatte durch den Krieg bedeutende Verluste erlitten. Manche Familien waren ausgestorben, viele verarmt, so daß ein zahlreicher Besitzwechsel von Gütern durch Heimfall, Neubelehnung, Verkauf oder Konkurs stattfand. Namentlich waren, wie Boll* schildert, viele Adelsfamilien, die nur Anteile an Gütern besaßen, durch den Krieg finanziell so zurückgekommen, daß sie dieselben zu veräußern gezwungen waren. Solche Umstände mußten bewirken, daß der früher stark zersplitterte adlige Grundbesitz mehr und mehr abgerundet wurde, wobei die Zahl der Besitzer abnahm; die einzelnen Güter samt den dazu gehörigen Dörfern gingen nun in den Besitz von Einzelfamilien über. Es kam aber noch ein Vorgang hinzu, der die Ausweitung des Großgrundbesitzes sehr förderte. Der Krieg hatte nämlich erhebliche Vermögensumschichtungen auch auf dem Lande zur Folge gehabt; denn einerseits hatten die Gutsherren ihr Betriebsvermögen, namentlich das wertvolle Inventar ihrer Höfe, größtenteils eingebüßt und waren dazu noch in mehr oder minder starke Verschuldung geraten, andererseits hatten nicht wenige Herren, besonders im Kriegsdienst als höhere Offiziere, größere Vermögen erworben und wollten sie nun in Grundbesitz anlegen."[44]

Und aus der Niederlausitz berichtet Abel: „Wo die Fackel des Krieges gezündet hatte, war der Wohlstand dahin. Die Niederlausitzer Stände klagten (Juli 1647), daß ihre Güter ‚teils elendig verödet und wüste, teils im Feuer und Rauch jämmerlich aufgegangen'. Sie fügten hinzu: ‚daß viele von Adel ... bei dieser schweren Continuation der Monatsgelder das Ihrige entweder stehenlassen und davongehen oder, weil die Mittel bei ihnen nicht, Gesinde zu halten, die Arbeit selbst verrichten und, damit nur ihren kümmerlichen Unterhalt sie haben mögen, nebst ihren Kindern pflügen, eggen und mit eigener Hand etwas vom Acker beschicken, ja, damit sie das liebe Brot erlangen, mit Schubkarren fahren und doch daneben mit Brot und Wasser sich behelfen müssen, zu geschweigen der armen notleidenden Witwen.' "[45] Man stelle sich vor: Der Adel ist davon bedroht, arbeiten zu müssen! Nein, das ist unvorstellbar, und wir müssen die Klage als leicht übertrieben ansehen.

Was die Bauern betrifft, so waren in manchen Gegenden ihre Höfe vernichtet und niemand weiß, was aus ihren Besitzern geworden ist. Für die Kurmark gibt Franz die folgenden Statistiken[46]:

„Zusammengefaßt ergibt sich, daß im Jahre 1652 in den einzelnen Teilen der Kurmark von allen Höfen noch wüst lagen in der

Altmark	40 %	Havelland	52 %
Priegnitz	60 %	Beeskow	50 %
Ruppin	60 %	Barnim	58,4 %
Amt Löcknitz	85 %	Cottbus	16 %
Zauche	46 %	Oderbruch	15 %"
Teltow	43,7 %		

[44] *Fr. Mager*, a. a. O., S. 143.
[45] *W. Abel*, Agrarkrisen, a. a. O., S. 150.
[46] *G. Franz*, Der Dreißigjährige Krieg, a. a. O., S. 20f.
* *Boll*, Geschichte Mecklenburgs, Bd. 2, Neubrandenburg 1856, S. 141–142.

Auf der anderen Seite aber stellt er auch fest:

„In der Mark Brandenburg* waren vor dem Kriege die Rittergüter noch verhältnismäßig klein gewesen. Im Oberbarnim zählten die kleinsten nur 90, die größten 720 Morgen. Die Durchschnittsgröße wird mit 360 Morgen (12 Hufen) berechnet. Im 19. Jahrhundert betrug sie aber in der Provinz Brandenburg 2655 Morgen, sie hatte sich also binnen zweier Jahrhunderte versiebenfacht**. Diese ungeheure Vergrößerung geht gewiß zum Teil auf die Vermehrung des Gutslandes durch die Bauernbefreiung zurück. Der entscheidende Einschnitt in der Entwicklung der märkischen Gutswirtschaft liegt aber im Dreißigjährigen Kriege.

Das läßt sich für kein Gebiet der Mark so deutlich nachweisen wie für die Herrschaft Beeskow. Denn hier hat 1652 der Landreiter Dorf für Dorf aufgeschrieben, wie viele Bauernhufen zum Herrenland geschlagen worden sind oder was sonst aus dem Bauernland geworden ist***. Gab es vor dem Kriege in den Adelsdörfern 216 und in den Amtsdörfern 223 Bauern, so hatte sich während der Kriegsjahre die Zahl der Bauern in den Amtsdörfern um nur 28% auf 161 vermindert. In den adligen Dörfern aber waren die Bauern auf 55, also um 75% zurückgegangen. Auch die amtssässigen Kossäten hatten sich nur um 25% (von 124 auf 91), die adligen aber um 54% (von 307 auf 140) vermindert. Nur in einem Amtsdorf wurde ein Vorwerk neuerrichtet. Sonst wurde die Flur der wüsten Höfe den besetzten Stellen zugelegt oder an sie verpachtet (z. B. in Ahrensdorf, Behrensdorf, Görsdorf, Kohlsdorf, Limsdorf), soweit das Land nicht von Fichten bestanden und unbestellbar geworden war. In den Adelsdörfern kam dies nur ganz vereinzelt vor (Drahendorf). In aller Regel wurde das wüste Bauernland zum Herrenland geschlagen. In dem großen Dorf Trebatsch wurden 27 Bauernhufen eingezogen. Den Bauern blieben nur 10 Hufen und 115 Scheffel. Auf 5 Bauern- und Kossätenstellen saßen jetzt Drescher als Hausleute des Junkers. In Stremmen wurden 6 Bauerngüter mit 24 Hufen zum Rittersitz geschlagen. 4 Höfe blieben wüst liegen, 2 weitere wurden in Kossätenstellen verwandelt. Kein einziges Bauerngut blieb erhalten. Auch in Cossenblatt verschwanden alle 7 Bauernhöfe und außerdem noch 11 Kossätenstellen. Bei 3 Kossäten heißt es ausdrücklich, daß sie im Ort geboren sind, vordem Bauern waren und je 3 Hufen besaßen. Jetzt gebrauche der Junker den Acker. Wurden aus den Bauern Kossäten, so aus den Kossäten Hausleute. Auf 5 Kossätenhöfen saßen jetzt Hausleute, die ein oder auch zwei Stück Vieh im Stall hatten, aber keinerlei Land mehr bestellten. Ragow hatte vor dem Krieg 19 Bauern- und 12 Kossätenstellen. 1652 lebten nur noch 5 Kossäten am Ort. Auf den Bauernstellen war eine Meierei, eine Schäferei und eine Winzerei neuerrichtet worden. Hausleute nahmen auch hier den Platz der Besitzer ein. In Krügersdorf wurde selbst aus dem Schulzengericht eine Kossätenstelle gemacht. In Wulfersdorf übergab der einzige Bauer, der seit 60 Jahren auf seinem Hofe gesessen hatte, sein Gut dem Junker und behielt sich nur 5 Stück Vieh vor. In Tauche wurden 8 Bauern- und 3 Kossätenstellen (zusammen 22 Hufen) zum Rittersitz geschlagen. Ein

* Vgl. zum folgenden *F. Grossmann,* Über die gutsherrl.-bäuerl. Rechtsverhältnisse in der Mark Brandenburg vom 16.–18. Jh. (Staats- u. sozialwiss. Forsch. 9, 4, 1890).

** *H. v. Petersdorff* (Forsch. br.-preuß. Gesch. 2, 1889, 14); v. P.s. Berechnung, daß der ritterschaftl. Besitz von 1634 bis 1671 um 30% gestiegen sei, weist Grossmann, S. 62 Anm., als irrig nach. Die Vermehrung war zweifellos größer, doch ist bei dem Vergleich mit dem 19. Jh. die unterschiedliche Morgengröße in Betracht zu ziehen.

*** *K. Schramm,* Verzeichnis der Untertanen des Amtes Beeskow (1938).

weiteres großes Bauerngut (4 Hufen) hatte sich ein Verwandter des Gutsherrn gekauft. In anderen Orten wurden Rittersitze neuerrichtet. So wurde in Briescht ein Gut aus dem Land von 10 Bauernhöfen gebildet. 6 von ihnen hatten wüst und verfallen gelegen. Vier andere aber waren mit Bauern besetzt gewesen, die seit 30, 24, 12 und 10 Jahren ihren Hof innegehabt hatten. Ihr Land wurde jetzt eingezogen, sie selbst zu Kossäten gemacht. Fortan gab es keinen Bauern mehr im Dorf. Das Herrenland bestand aus 23½ Hufen. Die Bauern hatten nur noch 39 Scheffel Land.

Im ganzen wurden in Beeskow 281 Hufen Bauernland nachweislich zum Herrenland geschlagen. Tatsächlich hat sich das Herrenland noch stärker vermehrt, da bei den Kossätenstellen, die ebenfalls zahlreich gelegt wurden, die Landfläche meist nicht angegeben und verschiedentlich auch über die Verwendung des wüsten Ackers nichts ausgesagt ist. In 12 von 26 Adelsdörfern, also in fast der Hälfte, verschwanden während des Krieges alle Bauern. Diese ungemein starke Verminderung des Bauernlandes und die Verschlechterung der bäuerlichen Besitzverhältnisse waren nicht allein eine Kriegsfolge. Der Krieg kam adligen Wünschen entgegen."[47]

Wie genau und im einzelnen wird hier doch das Bauernlegen aufgezeigt! zum Teil ist es auch einfach Aneignung von bauerlosem Besitz – man legte nicht allzuviel Wert darauf, ihn neu zu besetzen.

Doch – wie merkwürdig widersprüchlich ist die Entwicklung! – die großen Menschenverluste des Krieges brachten allmählich Mangel an Gesinde auf dem Lande und Gesellen in der Stadt. Franz schildert: „Groß war die Gesindenot; sie führte zu hohen Löhnen. Menschen waren knapp, und Knechte konnten auch Bauernstellen erhalten oder sich gewerblich betätigen. Gesindeordnungen, die Knechte und Mägde zum Dienst verpflichteten, wirkten sich nur wenig aus. Vielfach wird geklagt, daß das Gesinde mehr verdiene als die Bauern. ... Die ständischen Grenzen im Bauerntum wurden verwischt. Häusler und Hirten stiegen sozial auf, Bauern wurden Tagelöhner. Auch die Heiratsschranken fielen."[48]

Und Abel schreibt:

„Auch das Gesinde war knapp und verlangte hohe Löhne. ‚In unserm gemeinen Elend und Trauern', so klagte in einer Flugschrift aus dem Jahre 1653 ein Schwarzwälder Bauer*, ‚hat allein noch das Gesind Freud und Mut; wir müssen sie lassen Meister sein, müssen ihnen fast den Seckel zu dem Gelde geben, ihnen voll auftragen und selber Mangel leiden'. Im Lande Hadeln hatte sich der Brauch entwickelt, daß Knechte und Mägde keine Dienstverträge mehr abschlossen, weil sie in Tagen und Wochen so viel verdienten, daß sie davon leben konnten. Das empörte die Landesherren. In einer Verordnung (vom 22. 12. 1653) wurden Strafen bei Faulheit und unberechtigtem Arbeitswechsel angedroht. Es heißt da von den Mägden, ‚daß sie auf ihre eigene Hand, wie man redet, sich setzen und mit diesem trotzigen Fürgeben, das Korn wäre nun wohlfeil und guten Kaufes, könnten von einem Himpten Roggen und Weizen lange essen, hätten nicht nötig, daß sie bei anderen sich plageten und verarbeiteten; wodurch dann manchen es an dem nötigen Gesinde gebricht, und desselbe in seinem Frevel und Mutwillen gestärkt wird'**.

[47] Ebendort, S. 94f.

[48] *G. Franz*, Bauernstand, a. a. O., S. 177.

* Zitiert nach *Erdmannsdörfer*, Deutsche Geschichte 1648–1740, I, S. 106; vgl. auch S. 105.

** Hier zitiert nach *B. Runne*, Die rechtliche Lage der Dienstboten im Lande Hadeln vom 16. bis 19. Jahrhundert, in: Jahrb. der Männer vom Morgenstern, 37, 1956, S. 69f.

Nicht anders klingen die Nachrichten aus den Städten. Ringsum in Deutschland wurden Lohntaxen erlassen, doch sie halfen nicht viel. Die Arbeiten der Kürschner, Schuhmacher, Weber, der Schmiede, Sattler, Wagner und Maurer waren teuer geworden. Nimmt man noch die Kontributionen und Steuern hinzu, die auf dem Landbesitz lasteten, kann es nicht wundernehmen, daß die Grundstückspreise, die während des Krieges auf den dritten, vierten, ja in einigen Landschaften den zehnten Teil der Vorkriegspreise gefallen waren, auch nach Rückkehr friedlicher Zeiten nur wenig stiegen. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts hatte nach dem Urteil des sachverständigen Kommentators des bayerischen Landrechtes C. Schmid (1695) der adlige Landbesitz kaum die Hälfte, oft nicht den dritten oder vierten Teil des Vorkriegspreises wieder erreicht."[49]

Ganz ähnlich berichtet auch Kramer aus dem Fürstentum Ansbach:

„Im Gutachten des Landschaftsausschusses von 1608, das der Polizeiordnung von 1616 vorausging, ist über die Dienstboten folgender Passus enthalten: ‚Weiln es mit den ehehalten und dienstboten dahin kommen, daß schier keiner mehr guet tuet, oder da sich eines etwa ein wenig besser erzeiget, alsobalden von andern verführet und abgespannet würd', solle man mit scharfen Strafen einem allgemein drohenden Übelstand zuvorkommen. Was hier vor dem großen Kriege in relativ guten Zeiten sich andeutet, scheint ein halbes Jahrhundert später Wirklichkeit geworden zu sein. Wegen eines akuten Falles schreibt der Heilsbronner Richter Eyermann an den Markgrafen Albrecht:

‚Euer fürstlichen gnaden mit diesem untertänigen bericht zu behelligen verursachen die halsstarrig und gottlose dienstbotten, indeme ihr bosheit fast täglich dergestalt zunimmet, daß die baurn nit mehr wissen, wie sie umb ihrentwillen ferners haushalten sollen, dann ob sie wohl die gleichsamb nur nach belieben erforderte löhn gerne geben wollen, so scheuen die ehehalten doch die arbeit, und wollen fast weder knecht noch mägd weiters bey denen bauren dienen, sondern verdingen sich meistenteils zu denen köblern, welche nur an bestandveldern hangen und etwas geringere arbeit haben. Und in solchem ihrem mutwillen werden sie vornemblich auch dardurch gesterket, indeme sie sich bey herannahendem ziel zwar zu andern verdingen, aber nachmals, wann ihre vorige herrn ihnen größere löhn versprechen, sagen sie die neue dienst wider auf unter dem nichtigen vorwant, es seye allenthalben der gebrauch, wann ein dienstbott bey seinem alten herrn pleiben wolle, könne ihn niemand nötigen, den neuen dienst anzutreten, welches aber in meinem einfältigen verstand ich gar für einen schädlichen, bösen gebrauch gehalten, weil solcher gestalt kein hausvatter sich uff einen gedingten knecht oder magd verlassen könnt, indeme er immerzu in sorgen stehen müeste, sie wurden sich bereden lassen, im alten dienst wider zu pleiben. Derohalben ich bishero in dergleichen vorgefallenen clagen diesen gebrauch nicht observirt, sondern vielmehr solche mutwillige ehehalten dahin angewiesen, daß sie in denen neuangenommenen diensten anstehen müessen.' "[50]

Wie verschieden hat der Krieg doch auf die einzelnen Schichten und Klassen und auch innerhalb dieser Klassen und Schichten gewirkt!

Und im ganzen – was für einen Schaden hat er Deutschland getan! sowohl der Kultur der herrschenden Klasse, wie der politischen Situation des Landes, wie dem

[49] *W. Abel*, Agrarkrisen, a. a. O., S. 150.
[50] *K.-S. Kramer*, a. a. O., S. 251.

Lebensstandard der Werktätigen ... denn nicht mehr galt, was Engels für die Zeit nach dem Bauernkrieg meinte: das Leben der Bauern als Bauern konnte nicht mehr verschlechtert werden. Denn jetzt wurden viele von ihnen als Bauern dem Stand nach vernichtet.

Doch nicht so rein negativ dürfen wir schließen, denn das Leben, sein Alltag gingen weiter. Und das verdanken wir nicht in erster Linie der Kultur der herrschenden Klasse, sondern dem unbändigen, nicht zu erschütternden Lebenswillen der Werktätigen. Die Erhaltung eines bewegenden Ausdrucks dieses Lebenswillens für die Geschichtsschreibung verdanken wir Lahnstein:

„‚Sie sagen, der schreckliche Krieg sei jetzt vorbei. Ist aber noch nirgends ein Fried zu spüren. Überall sind Neid, Haß und schlimmere Ding – der Krieg hat uns so gelehrt. Die Alten sind mit der Gottlosigkeit alt worden – wie sollten sie's noch lassen können vor ihrem Ende? Vom Fleck stehen noch ein paar Häuslein. Wir Leut leben wie die Tier, essen Rinden und Gras. Kein Mensch kann sich denken, daß so etwas vor uns geschehen sei. Viele Leut sagen, es sei jetzt gewiß, daß kein Gott ist. Die letzten Tag ziehen fremde Leut zu, sagen aus dem Gebirg. Sprechen eine seltene Sprach. Scheinen mir aber allweg tüchtige Schaffer. Wollen hier bleiben, da sie daheim vertrieben wegen Ketzerei. Der Benckheler, der Heinzmann, ich und einer von den Fremden taten uns heint zusammen, ob wir nicht ein paar zerfallene Häuslein könnten wieder wohnbar machen. Die andern sagen all, es sei ja kein Fried, die Kriegsvölker kämen sicher wieder, es sei alles ohne Nutzen. Wir aber glauben, daß Gott uns nicht verlassen hat. Wir müssen jetzt alle beisammen stehen und Hand anlegen, inwendig und auswendig ...' Das hat jemand am 17. Januar 1647 in seine Familienbibel geschrieben, in Gerstetten auf der Alb, einem der vielen Dörfer, die in den Wochen nach der Nördlinger Schlacht, 1634, niedergebrannt worden waren. Eine Momentaufnahme zwischen Krieg und Frieden.

Der Friede kam, der arme, saure Frieden. Unendlich mühsam der Wiederbeginn ..."[51]

Und dieser Lebenswille fand auch eine gewisse Belohnung nach dem Kriege – auf dem Lande, denn die Städte hatten bis in das folgende Jahrhundert an Bedeutung verloren. Lahnstein bemerkt:

„Die Geißel des Krieges schlug die Landleute härter als die Städter. Aber die Kriegsfolgen waren auf dem Land, wo nicht die Menschen ausgerottet waren, rascher und dauerhafter zu beheben als in den ruinierten Städten. Das ist die Ursache dieser eigenartigen und bedeutsamen Verschiebung der Gewichte.

Wenn die von Disteln und Dornen überwucherten Felder wieder unter den Pflug genommen wurden, gaben sie freudig ihren Segen. Das war wohl schwere Mühsal, wo kein Ochse, kaum eine Kuh da war, den Pflug zu ziehen, von Gäulen zu schweigen, und sich die graue Bäurin, halbwüchsige Kinder damit plagen mußten, aber die saure Mühe wurde gelohnt; und nach zwei, drei Ernten zog wieder ein Gespann den Pflug. Die Ställe und Scheuern, die Wohnungen wieder aufzurichten, war möglich, wenn nur halbwegs rüstige Hände übrig geblieben, nachgewachsen waren, um zuzupacken. Die Bauernhäuser waren in vielen Gegenden nicht mehr als geräumige und wetterfeste Hütten (Häuser meist in winterkalten Gegenden, in Tirol oder Graubünden, auch im Schwarzwald)."[52]

[51] *P. Lahnstein*, a. a. O., S. 26f. [52] Ebendort, S. 15f.

Doch man muß genau auf Lahnsteins Worte sehen. Er berichtet von den Gegenden, in denen nicht ein beachtlicher Teil der Bevölkerung ausgerottet worden war, in denen noch „halbwegs rüstige Hände übrig geblieben, nachgewachsen waren, um zuzupacken".

Aber wie viele Gegenden dieser Art gab es noch? Natürlich eine ganze Reihe, denn sonst hätten wir nichts mehr von einem Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg gehört, so wenig wie von Karthago nach dem dritten Punischen Kriege. Aber nicht wenige Gegenden waren auch so entvölkert und wüst, daß es mehr als zweier, dreier Ernten bedurfte, um auch nur ein elendes Leben zu sichern.

Und dort, wo, wie Lahnstein sagt, die Felder nach einiger Zeit wieder „ihren Segen" gaben, da wurde dieser nur allzu oft den Bauern von ihren Herren genommen.

Wie genau haben bedeutende Gelehrte und große Schriftsteller des Bürgertums wie Abel und Freytag und der hervorragende Marxist Franz Mehring die Ereignisse im Leben des deutschen Volkes während des Dreißigjährigen Krieges geschildert!

Wie konkret verstehen wir und wie lebendig sehen wir jetzt, was ein Einzug fremder Truppen in eine Stadt bedeutet, wie die Soldateska aussieht, die durch das Land marschiert! Auch von der Lage der Bauern konnten wir uns ein Bild machen, in der Zeit vor dem Krieg und während des Krieges. Manche von ihnen lernten wir sogar aus Chroniken der Zeit mit Namen kennen, wenn sie unter der Masse hervorragten.

Wir wissen auch ungefähr, ob und wann sich der Lebensstandard der Werktätigen hob, ob und wann er sich senkte.

Und von einigen Orten wissen wir jetzt, wie viele Einwohner sie vor und am Ende des Krieges hatten.

Wir haben gehört, wie die Pest im Lande wütete.

Es war unmöglich, ein eindrucksvolles Gesamtbild der Zeit zu geben, ohne ganz konkrete Einzelbilder einzublenden.

Und doch – wie wenig wissen wir noch aus dem bisher Mitgeteilten vom Alltagsleben der Menschen in dieser Zeit. Mit ihm wollen wir uns im folgenden beschäftigen.